



# stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

107

EUR 5,50

ISSN:2306-9287

2018  
Sommer

## Gleiche unter Gleichen

100 Jahre  
Wahlrecht für Frauen

# Sie haben Fragen ...

- an den Bundeskanzler,  
an den Bundesminister für EU, Kunst, Kultur und Medien
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zum politischen System in Österreich
- zu persönlichen Anliegen

## Bürgerinnen- und Bürgerservice



0800 222 666  
8 bis 16 Uhr (werktags)  
(gebührenfrei aus ganz Österreich)



[service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)



Bürgerinnen- und Bürgerservice  
Postanschrift: Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1, 1010 Wien



+43 1 531 15-204274

Wir freuen uns auf Ihre Fragen und Anliegen!



## Impressum

**STIMME** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin:

**Bürgerinitiative Demokratisch Leben,**

Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck

Tel.: +43 512 58 67 83

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | **Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien**, Tel.: +43 1 966 90 01 | [office@initiative.minderheiten.at](mailto:office@initiative.minderheiten.at) | [stimme@initiative.minderheiten.at](mailto:stimme@initiative.minderheiten.at)

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**

Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydogdu) | [fazz@fazz3.net](mailto:fazz@fazz3.net)

Lektorat: **Daniel Müller**



Herstellung (Repro & Druck):

**Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | [office@dfd.co.at](mailto:office@dfd.co.at)

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Ver-

lagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Ebru Uzun** | [office@initiative.minderheiten.at](mailto:office@initiative.minderheiten.at)

Aboservice: **Ebru Uzun** | [abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at)

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: [www.initiative.minderheiten.at](http://www.initiative.minderheiten.at)

[www.zeitschrift-stimme.at](http://www.zeitschrift-stimme.at)

[www.facebook.com/zeitschriftstimme](https://www.facebook.com/zeitschriftstimme)

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**  
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**  
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmfrage** | Links und rechts  
Hakan Gürses
- 08-09** | **Gleiche unter Gleichen**  
Sarah Kanawin
- 10-12** | **Die begrenzte Demokratie**  
Birge Krondorfer
- 13-16** | **Was bleibt von #MeToo?**  
Barbara Grubner
- 17-19** | **„Warum sollte ich etwas weniger gut können als Männer?“** | Duygu Özkan im Gespräch mit Filmemacherin, Autorin und Feministin Käthe Kratz
- 20-22** | **Wider das Derart-regiert-Werden**  
Nima Obaro
- 23** | **Groll** | Zum Tod von Stephen Hawking  
Erwin Riess
- 24-25** | **„Unsere Ausdruckskraft liegt in der Wut“**  
Raffaella Gmeiner im Gespräch mit Nikolaj Efendi, Sänger der Band Roy de Roy
- 26-27** | **Laudatio anlässlich der Verleihung des Goldenen Verdienstzeichens des Landes Wien an Hakan Gürses**  
Maria Vassilakou
- 28-29** | **Nachlese** | Wie leistbar wohnen?  
Julia Schönherr
- 30-31** | **Spurensicherung** | Feld der Erinnerung  
Vida Bakondy
- 32-33** | **Lektüre**  
Rezensionen

**Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:** STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

## Datenschutzerklärung

Liebe Leser\_innen!

Wir schicken Ihnen seit Jahren unsere Zeitschrift **STIMME** zu. Aufgrund der neuen Datenschutzverordnung (DSGVO) informieren wir Sie darüber, dass die Adressdatei der **Initiative Minderheiten** ausschließlich Name und Postadresse und keinerlei sensible Daten enthält.

Die Initiative Minderheiten hat zu keinem Zeitpunkt fremde Adressdateien gekauft, getauscht oder übernommen. Die Initiative Minderheiten hat auch zu

keinem Zeitpunkt ihre Postadressen an Dritte (etwa an andere Organisationen) weitergegeben. Die Adressen für den **STIMME**-Versand wurden in den letzten 25 Jahren über persönliche Kontakte gesammelt. Seit geraumer Zeit archivieren wir auch die Anfragen für den **STIMME**-Versand bzw. die Abbestellungen.

Wenn Sie mit der Zusendung der Stimme nicht einverstanden sind, lassen Sie es uns wissen und wir werden Sie umgehend aus unserer Datenbank löschen.

Ihre **Initiative Minderheiten**

+++ Breaking News +++ Breaking News +++

Frauenministerium streicht Förderung für Zeitschrift „Frauen\*solidarität“!

Nach jahrzehntelanger durchgängiger Unterstützung gibt es vom Frauenministerium kein Geld mehr für die einzige feministisch-entwicklungspolitische Zeitschrift im deutschsprachigen Raum.

Uns bleiben nur mehr sechs Monate, um die fehlenden Mittel für 2018 aufzutreiben. Mit eurer Hilfe können wir es schaffen!

350 Soli-Abos bzw. Spenden zu je 50 Euro ermöglichen uns die Weltarbeit in diesem Jahr  
IBAN AT40 1420 0200 1094 3729, BIC EASYATW1

## Frauen\*Volksbegehren: Eintragungswoche fix



Foto: Pamela Rutschmann

Für alle, die noch keine Unterstützungserklärung abgegeben haben: Vom 1. bis zum 8. Oktober 2018 kann das Frauenvolksbegehren unterzeichnet werden.

Initiative Minderheiten und Stimme unterstützen die Forderungen des Frauenvolksbegehrens Armut zu bekämpfen, Arbeit gerechter zu verteilen, Einkommensunterschiede zu beseitigen, Wahlfreiheit zu ermöglichen, Gewalt zu verhindern, Schutz zu gewähren, Selbstbestimmung zu stärken, Vielfalt zu leben und die Macht zu teilen.

Die überwältigenden 247.436 Unterstützungserklärungen (abgegeben zwischen Februar und Anfang April 2018) werden den Unterschriften der Eintragungswoche angerechnet.

Für mehr Informationen: <https://frauenvolksbegehren.at/wo-unterschreiben/>

Für alle, die selbst aktiv werden möchten: <https://frauenvolksbegehren.at/mitmachen/>

# res publica

EINE ÖFFENTLICHE SACHE

**TKI**  
open 19

Bis 14.10.2018  
Kulturprojekte einreichen

[www.tki.at](http://www.tki.at)



**M**it Ende des Ersten Weltkrieges und Ausrufung der Republik im Jahr 1918 wurde in Österreich auch das allgemeine Wahlrecht für Frauen beschlossen – mit Ausschluss der Prostituierten bis 1923. Zur Beobachtung des weiblichen Wahlverhaltens waren zunächst bis 1931 für Wählerinnen verschiedenfarbige Kuverts vorgesehen – ein Vorgehen, das von 1954 bis 1996 bei Landtags- bzw. Gemeinderatswahlen in Wien praktiziert wurde.

Hundert Jahre und zahlreiche frauenpolitische Fort- und Rückschritte später ist das Jubiläumsjahr 2018 von einem massiven Aufschrei über Sexismus geprägt. Unter dem Hashtag #MeToo, das übrigens zehn Jahre zuvor von der afroamerikanischen Aktivistin Tarana Burke initiiert wurde, berichten auf sozialen Medien zahlreiche Frauen über erlebte sexuelle Belästigung in Politik, Sport, Kunst sowie in weniger prominenten beruflichen Feldern. Gleichzeitig ist seit 2017 – zwanzig Jahre nach dem ersten Frauenvolksbegehren mit 650.000 Unterschriften und kaum Konsequenzen – ein neues gestartet worden. Das aktuelle **Frauen\*Volksbegehren** – ein Zusammenschluss aus über 70 Frauenorganisationen – fordert unter anderem, dass Frauen den Platz an den Entscheidungstischen bekommen, der ihnen zusteht. Ein kleiner und doch bedeutsamer Unterschied zu 1997: Das Frauen\*Volksbegehren arbeitet explizit mit einem inklusiven Frauenbegriff, der neben Cis-Frauen auch Trans-Frauen, nicht-binäre Frauen und Interpersonen umfasst.

Unsere zweite Ausgabe im Gedenk- und Jubiläumsjahr 2018 widmen wir dem Thema Geschlechtergerechtigkeit: eine Bestandsaufnahme durch Theoretiker\_innen und Aktivist\_innen.

Die Kraft für die aktuellen Kämpfe um Gleichstellung können wir von unseren Vorgänger\_innen holen: Die Medienwissenschaftlerin **Sarah Kanawin** zeichnet anhand des ersten internationalen Frauentags 1911 in Wien den zähen Kampf für das allgemeine Wahlrecht nach. **Birge Krondorfer**, politische Philosophin und feministische Aktivistin, plädiert für eine solidarische Weltgemeinschaft, die nur durch die Wahrnehmung der Weltperspektive der *Anderen* – nicht nur

der Frauen – realisierbar ist. Für die Kultur- und Sozialanthropologin **Barbara Grubner** zeigt die #MeToo-Bewegung unter anderem auf, dass die Geschlechtergerechtigkeit in westlichen Ländern noch lange nicht verwirklicht ist. Welche Chancen und Aufgaben erwachsen aus dieser Debatte?

Ein weiteres politisches Ereignis, das 2018 Jubiläum feiert, sind die weltweiten 68er Student\_innen- und Jugendrevolten. Ungeachtet der untergeordneten Rolle der Frauen darin – Stichwort Frauenfrage als „Nebenwiderspruch“ – entstand aus der 68er Bewegung die *Neue Frauenbewegung*. **Duygu Özkan** sprach mit der Filmemacherin, Regisseurin und Feministin **Käthe Kratz** über die frauenpolitischen Errungenschaften der 1970er Jahre und ihre Erfahrungen mit dem Chauvinismus in der Männerwelt des Films.

Die Basisbildnerin **Nima Obaro** schließlich unternimmt den Versuch, den pädagogischen Ansatz der feministischen Wissenschaftstheoretikerin **Gayatri C. Spivak** in der aktuellen österreichischen Wirklichkeit der oktroyierten „Werte“kurse für Migrant\_innen anzusiedeln.

Wie wir schon berichtet haben, wurde der *Stimme*-Autor **Hakan Gürses** kürzlich mit dem Goldenen Verdienstzeichen des Landes Wien ausgezeichnet. In der Laudatio der Wiener Vizebürgermeisterin **Maria Vassilakou** erfahren Sie ungeahnt mehr über diesen ganz besonderen Wiener.

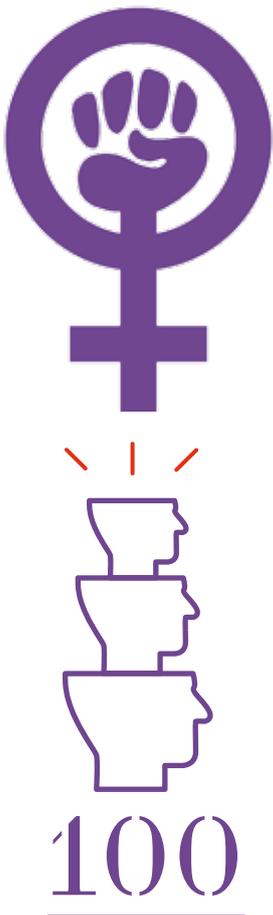
Die slowenisch-sprachige Band **Roy de Roy** eckt an – und das ist gut so. Die Musikwissenschaftlerin **Raffaella Gmeiner** sprach mit dem Sänger der Band **Nikolaj Efendi** unter anderem über die gesungene Wut gegen Nationalismus.

In ihren Kolumnen beschäftigen sich **Hakan Gürses** mit links und rechts, **Vida Bakondy** mit einem Säulenbildstock, **Erwin Riess** mit der Berichterstattung zum Tod von **Stephen Hawking** und **Julia Schönherr** mit leistbarem Wohnen.

#### In eigener Sache:

Mit großer Freude dürfen wir an dieser Stelle **Ursula Hemetek**, Mitbegründerin, Mitstreiterin und langjährige Obfrau der *Initiative Minderheiten*, zum *Wittgenstein-Preis 2018* gratulieren. Hemetek, die zur traditionellen Musik von Minderheiten in Österreich forscht, leitet das Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Liebe Uschi, wir sind sehr stolz auf dich!

Einen langen Sommer mit noch mehr guten Nachrichten und anregender Lektüre wünscht  
Gamze Ongan | Chefredakteurin



# Jahre Frauen- wahlrecht

## Links und rechts

**S**tehsätze ähneln Möbelstücken in einem überfüllten Zimmer, man stößt bei jedem Schritt unweigerlich an sie. Ein dickbeiniger politischer Stehsatz unserer Tage, der bedrohlich herumsteht, lautet: „Es gibt heute kein Links und kein Rechts mehr!“

Stimmt vielleicht der unglücklich als Gemeinplatz formulierte Inhalt in einem erweiterten Sinn doch, nämlich als Behauptung, links und rechts seien heute zu bedeutungslosen Begriffen verkommen, denn deren Trennlinie sei unscharf geworden? Wir beobachten tatsächlich, dass rechte Parteien und Gruppen politische Aktionen liefern, die sie bei Linken abgeschaut haben, oder jene sozialen Milieus ansprechen, die seit jeher als linke Basis galten. Auf der anderen Seite verstehen es nicht wenige als eine linke Position, Israel wirtschaftlich, politisch und kulturell zu boykottieren. Oder – wie es in vielen außereuropäischen Ländern der Fall ist – gegen den amerikanischen Imperialismus oder die globale Finanzlobby zu kämpfen und dabei nationalistische Standpunkte zu vertreten. Des Weiteren: Kann sich eine linke Bewegung darauf beschränken, eine politisch korrekte Sprache und eine ethisch freigesprochene Lebensführung zum Wesenskriterium der linken Politik und die Anerkennung von „Differenz-Gruppen“ zum politischen Hauptthema zu erküren?

Wenn dem so ist, wenn also der inhaltliche Kern des Stehsatzes stimmen sollte, wäre es erforderlich und vielleicht auch möglich, die politischen Himmelsrichtungen, vor allem die linke, wieder mit Sinn aufzuladen.

Das eigentliche Problem rührt wohl von der Annahme, links und rechts seien zeit- und kontextunabhängige Universalbezeichnungen. Indes handelt es sich beim politischen Spektrum um Gegensätze, die einander bedingen: Was man eine linke Strategie, Zielsetzung oder Forderung nennen mag, ergibt sich in einem zeitlichen Kontext nicht selten daraus, was man gerade als rechte Politik begreift – und *vice versa*. Zudem wird – wie vieles auf dem Feld des Politischen – auch das politische Spektrum vom Prinzip der Faktizität geleitet: Im Zuge gesellschaftlicher Veränderungen galten und gelten bestimmte Inhalte und Positionen je danach, ob sie linke oder rechte Parteien glaubwürdig für sich in Anspruch nehmen konnten, als eben linke oder rechte Inhalte bzw. Positionen. Als Schulbeispiel hierfür kann die Wende der Grünen bei der Volksabstimmung über den Beitritt Österreichs zur EU im Jahr 1994 angeführt werden. Die Grünen propagierten anfangs die Ablehnung, änderten aber unmittelbar nach der Niederlage der Nein-Front – darunter kleine linke Gruppen und die FPÖ – ihre Haltung. Währenddessen versuchten sie, *beide* Positionierungen durch „linke“ Argumente zu begründen, vor allem durch Kapitalismuskritik und Ökologie-Orientierung.

Freilich bedeuten Kontextabhängigkeit und Faktizität nicht, es gäbe keine Prinzipien und Standards, welche die politische Palette mitbestimmen. Zeitweilige Parameter und Kriterien, die

der Ortung der linken bzw. rechten Positionen dienen, werden *auch* durch solche relativ langlebigen Prinzipien und Standards begründet.

Dass die Begriffe links und rechts auf die geänderte Sitzordnung in der Nationalversammlung im Zuge der Französischen Revolution 1789 zurückgehen, dürfte allseits bekannt sein. Politische Positionen (zunächst Republikaner gegen Monarchisten; dann einzelne Fraktionen innerhalb der Republikaner) bestimmten die Sitzordnung und nicht – wie bisher – die Stände. Seither gilt es als *rechts*, die bestehende Ordnung zu „naturalisieren“, sie als unveränderliche *Ordo* zu begreifen und vor jedem Wandel bewahren zu wollen. Um dieses Hauptprinzip gruppieren sich weitere rechte Standards: Etatismus, Autoritarismus, Hierarchie, Konservatismus, Gehorsam, Herrschaft, Parteiergreifung für Unternehmer, Besitzer und Kapital ... Ideologien wie Faschismus, Falangismus oder Nationalsozialismus sind extreme Ausformungen des *Ordo*-Gedankens, welche diesen als gesamtgesellschaftliche Architektur umzusetzen suchten.

Was wir als *links* bezeichnen, wird aus drei Quellen gespeist. Zunächst rekurrierte die Linke auf die Parole der Französischen Revolution: Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit (später: Solidarität). Die sozialen Bewegungen des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts, die sich allesamt um die Kategorie *Klasse* formiert hatten, übernahmen diese republikanisch-bürgerliche Dreifaltigkeit. Irreführend ist dabei die Tatsache, dass etwa der Nationalismus keineswegs nur von rechten Bewegungen gepflegt wurde. Stalins Doktrin vom „Sozialismus in einem Land“ beispielsweise zerstörte nicht nur fast jede internationalistische Gesinnung in den kommunistischen Parteien, sondern stellte auch das Fundament für einen späteren (Pan-)Nationalismus bereit, der im „Arabischen Sozialismus“ ebenso kulminierte wie in den durch anti-imperialistische Argumente legitimierten „national-demokratischen Revolutionen“ in der sog. Dritten Welt.

Zweitens: Die neuen sozialen Bewegungen brachten ihrerseits Standards mit sich, die zwar in letzter Instanz auf Gleichheit zurückgeführt werden können, jedoch vordergründig auf die Anerkennung sozialer Differenzen pochen und oft *ex negativo* formuliert werden: Anti-Rassismus, Anti-Sexismus, Anti-Heteronormativität, Gewaltlosigkeit, Anti-Autoritarismus ...

Schließlich kennen wir Prinzipien, die nur bestimmte linke Bewegungen (vor allem anarchistisch-libertäre) großgeschrieben haben: Autonomie, Herrschaftslosigkeit und Selbstverwaltung.

Es gibt heute viele Gruppen, Parteien und Bewegungen, die manche dieser Standards und Prinzipien als eigene Koordinaten begreifen. Mir ist allerdings keine Bewegung bekannt, die sich *alle* diese Standards und Prinzipien zu eigen gemacht hätte. Liegt es vielleicht an dieser Begebenheit, dass das Wort „links“ heute dabei ist, seine Konturen und somit seine Bedeutung zu verlieren?



HOCH  
DAS ALLOHMEN  
WAHLRECHT

Gleiche

unter

Gleichen

100 Jahre Wahlrecht für Frauen

» [stimme\\_Thema](#) »

# Gleiche im Gleichen

## Erster Internationaler Frauentag in Wien und das Wahlrecht für alle BürgerInnen

Übergriffe und Ungleichheit gehören auch in unserer Gesellschaft immer noch zum Alltag viel zu vieler Frauen. Ein Blick auf die Kämpfe unserer Vorgängerinnen und die Vergegenwärtigung der langen Reihe an starken Frauen kann die notwendige Kraft für die aktuellen Kämpfe um Gleichberechtigung geben.

Für die Protestform Demonstration ist die Entstehung des BürgerInnentums und die Idee des Staats von Gleichen entscheidend. Bereits an den Revolutionskämpfen von 1848 waren viele Frauen beteiligt und sahen sich natürlich als Teil dieser BürgerInnenschaft. Sie mussten aber, ähnlich wie zunächst auch viele Männer, feststellen, dass sie weiterhin nicht gleich waren. So gab es auch in Wien unterschiedlichste Versuche, das Wahlrecht für alle und eine allgemeine Gleichstellung durchzusetzen. Unter anderem durch – bald verbotene – politische Vereine sowie durch Versammlungen, Publikationen und Organisationen.

1907 wurde endlich das allgemeine Wahlrecht für Männer eingeführt. Im gleichen Jahr fand in Stuttgart die erste Sozialistische Internationale Frauenkonferenz statt, bei der Frauenrechtlerin Luise Zietz – kurz darauf erste Frau im Vorstand der SPD – die politische Kampfkraft der Frauen betonte und Victor Adler – der erste Parteivorsitzende der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei – darauf aufmerksam machte, dass die Männer ihr Wahlrecht auch den mitkämpfenden Frauen zu verdanken hätten und es jetzt an ihnen sei, deren Forderungen zu unterstützen.

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei gründete die erste Frauenorganisation aber trotzdem erst drei Jahre später. Bei der zweiten Internationalen Frauenkonferenz 1910 in Kopenhagen wurde der Entschluss zum ersten Internationalen Frauentag gefasst. Die US-amerikanische Autorin und Sozialistin May Wood-Simons hatte die Idee, Kampftage für das Frauenwahlrecht abzuhalten, aus den USA mitgebracht. Bereits im Vorjahr hatte die Sozialistische Partei Amerikas erfolgreich einen solchen Tag durchgeführt. Obwohl manche Sozialdemokraten ihren Genossinnen das Wahlrecht nicht zutrauten, setzten sich die Frauen durch und organisierten die erste Frauentagdemonstration in Wien. Zahlreiche Männer übernahmen dabei unterstützende Tätigkeiten.

### Wahlrecht als Schlüssel zu mehr

Am 19. März 1911 war es dann so weit. In Dänemark und in den deutschsprachigen Gebieten von Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz wurde der erste Internationale Frauentag abgehalten, einen Tag nach dem Gedenktag für die Märzgefallenen von

1848. So wurde der Frauentag in die sozialistische Tradition eingereiht, hatte aber genug Abstand zum 1. Mai, dem wichtigsten Protesttag der Partei. Im selben Jahr wurde der Frauentag auch in anderen Ländern gefeiert. Alle unterstützten sich gegenseitig mit Grußbotschaften, um den internationalen Charakter zu betonen.

Die zentralen Forderungen des ersten Internationalen Frauentags in Wien waren Wahlrecht für Frauen und die Möglichkeit zur uneingeschränkten politischen Organisation und Beteiligung. Die Teilhabe in der Politik wurde als Schlüssel gesehen, der es erlauben würde, weitere Forderungen selbst durchzusetzen.

Darüber hinaus forderten die Frauen soziale Verbesserungen wie Arbeitszeitverkürzung, Wöchnerinnen- und Kinderschutz, Aufhebung von Zöllen auf Lebensmittel, Absicherung von Witwen und Waisen, aber auch die Abschaffung des §30, der Frauen die Gründung politischer Vereine verbot.

Am Morgen des 19. März sammelten sich die Arbeiterinnen bereits in ihren Bezirken und bei den Fabriken, um gemeinsam zum Veranstaltungsort zu

gehen. Dies war eine übliche Praxis, die den TeilnehmerInnen Sicherheit bot.

Der Festakt fand in den Blumensälen am Parkring statt und war der Form nach eine Versammlung mit Beschlussrecht. Da der Raum überfüllt war, wurden die anwesenden Männer gebeten, ihn zu Gunsten der Frauen zu verlassen.

---

### Unterstützung über Klassen und Nationen hinweg

---

Zur Eröffnung wurde ein bereits vorab verbreitetes Frauenwahlrechtslied gesungen, das Therese Schlesinger – eine der ersten Politikerinnen, die ins Parlament der Ersten Republik gewählt wurden, zu diesem Zeitpunkt Mitglied des Frauenreichskomitees – auf die Melodie des bekannten Sozialistenmarsches geschrieben hatte. Anschließend folgten Reden von Victor Adler und der Mitbegründerin der Arbeiterinnenzeitung Adelheid Popp, die beide das Frauenwahlrecht im Fokus hatten. Popp wies vor allem auf die Mehrfachleistung der Frauen durch Kindererziehung, Haushalt und Fabrikarbeit hin und argumentierte, dass ihnen somit auch die vollen Rechte als Staatsbürgerinnen zustehen müssten. Weitere Reden wurden auf Polnisch und Tschechisch gehalten.

---

### Stille, Disziplin und Innovation

---

Nach der Verlesung der Grußworte kam eine Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung zu Wort. Ernestine von Fürth, die Vorsitzende des österreichischen Frauenstimmrechtskomitees, sprach ihre Unterstützung für die Arbeiterinnen aus und begründete die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes für ein Frauenwahlrecht über Klassen hinweg. Bereits im Vorfeld hatten viele bürgerliche Frauen durch Artikel in Zeitungen und Zeitschriften ihre Unterstützung zum Ausdruck gebracht. Eine bei der Versammlung beschlossene Resolution, die die Wichtigkeit des Frauenwahlrechts für den Kampf um die Befreiung des Proletariats bekräftigte, wurde am nächsten Tag in der *Arbeiter-Zeitung* veröffentlicht.

Die Disziplin, die die gesamte Vorbereitung und Organisation durchzog, zeigte sich beim Demonstrationzug in ihrer vollen Ausprägung. Zahlreiche OrdnerInnen sorgten für einen geregelten Ablauf, der Demonstrationzug – 15000 bis 20000 Frauen und einige Männer – marschierte schweigend über den Ring, am Parlament vorbei bis zum Rathaus. Von Fürth schrieb dazu in der 4. Ausgabe der *Zeitschrift für Frauen-Stimmrecht*:

„Keine stürmische Versammlung, keine flammenden Reden konnten eine überzeugendere, eindrucksvollere Sprache für die Notwendigkeit der Erteilung politischer Rechte an die Frau führen, als dieser lange, lange Zug schweigender, stiller Frauen. Würdig und ernst schritten sie dahin, die Frauen, die nach einer harten Arbeitswoche ihre wenigen Freistunden dazu verwendeten, um an der Demonstration teilnehmen zu können; würdig und ernst schritten sie dahin, die unter der Last doppelter Berufspflichten fast zusammenbrechend, jetzt auch endlich einmal nach ihrem Recht verlangen.“

Die Disziplin sollte eindrücklich widerlegen, was den Frauen unterstellt wurde, ihnen fehle zur Politik die nötige Ernsthaftigkeit.

Dadurch, dass die sonst üblichen Sprechchöre und Lieder mit einer stillen Demonstration nicht vereinbar waren, mussten neue Wege gefunden werden, um Forderungen sichtbar zu machen. Die Frauen griffen auf Tafeln und Stoffe zurück. Mit politischen Forderungen beschrieben und in die Höhe gehalten, machten diese die Botschaften gut sichtbar. Diese Form der politischen Äußerung, heute fixer Bestandteil jeder Demonstration, war damals kaum gebräuchlich. Die *Kronen-Zeitung* druckte eine beträchtliche Anzahl dieser schriftlichen Forderungen ab und gab damit die Worte der Frauen weiter.

Sogar die Kleidung sollte beweisen, dass Frauen die „Erhabenheit“ der politischen Teilhabe verstehen. Alle trugen ihre beste Kleidung. Die Dienstmädchen kamen in ihrer guten Arbeitskleidung und zeigten sich somit als Berufstätige. Andere hatten, wie die

*Arbeiter-Zeitung* bemerkte, Hosenröcke an. Diese standen für fortschrittliche, selbstbewusste Frauen.

Die radikalen Forderungen wurden hier mit gut überlegten Aktionsformen zum Ausdruck gebracht. Neue Formen der politischen Äußerung und moderne Kleidung konnten integriert werden, ohne der Beweisführung der Eignung der Frauen zur politischen Teilhabe im Weg zu stehen. Ganz im Gegenteil: Durch diese Innovationen zeigten sie, dass sie im Stande waren, wertvolle Beiträge im Kampf der ArbeiterInnenklasse zu leisten.

---

### Der Frauentag nach 1911

---

Nach dieser ersten Demonstration am Internationalen Frauentag im März 1911 fanden jährlich Demonstrationen oder Veranstaltungen statt, die sich bis 1918 immer auch für das Frauenwahlrecht einsetzten. Bereits im Austrofaschismus wurden jedoch die kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien und damit auch ihre Veranstaltungen aufgelöst bzw. verboten. Unter der nationalsozialistischen Herrschaft wurde der Frauentag ausdrücklich verboten und durch den Muttertag ersetzt. Für viele kommunistische und sozialdemokratische Frauen blieb der damals schon mit dem 8. März festgelegte Internationale Frauentag aber ein so wichtiges Datum, dass sie ihn trotz Illegalität heimlich begingen: mit heimlichen Treffen, durch das Heraushängen roter Wäsche oder das Tragen roter Fäden an der Kleidung.

Bis in die 1970er Jahre wurde der Frauentag in Wien eher als parteiinterne Festveranstaltung begangen. Erst die autonome Frauenbewegung machte ihn wieder zum Frauenkampftag und rief auf für politische Forderungen zu demonstrieren.

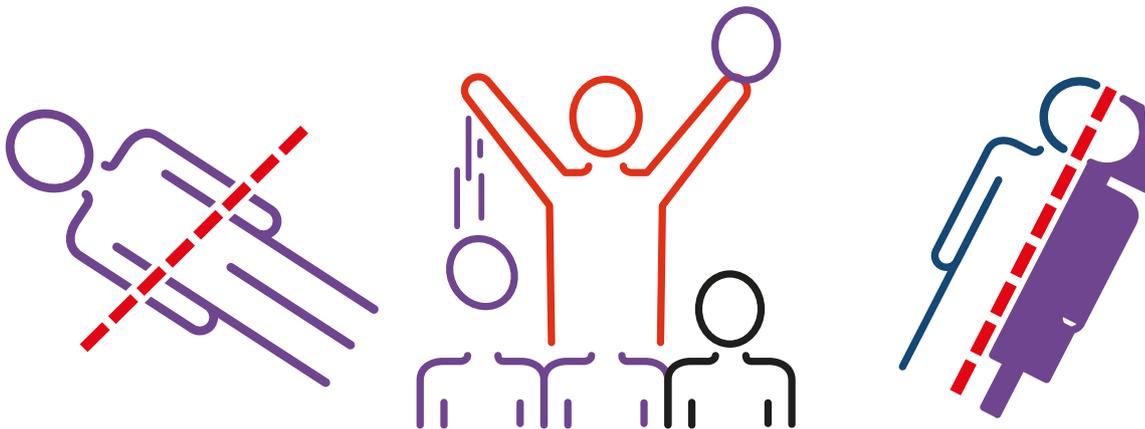
---

Sarah Kanawin, Gründungsmitglied des Vereins für Kritische Theater-, Film- u. Medienwissenschaft (KritTFM), arbeitet als Trainerin für politische Bildung sowie als Theater-, Film- und Medienwissenschaftlerin. Sie schrieb ihre Diplomarbeit über die Aktionsformen der Internationalen Frauentage in Wien.

# Die begrenzte Demokratie

## Plädoyer zur Wahrnehmung der Weltperspektive der Anderen

**A**bschottungsregime, ausgebeuteter globaler Süden, Geschlechterhierarchie, leerer Pluralismus, Homogenitätsideologien und ein imperialer Lebensstil kennzeichnen die politische Organisationsform der liberalen Demokratie als mangelhaftes Modell. Solange wir nicht eine solidarische Weltgesellschaft als regulatives Ideal im Auge haben, sind wir und unsere Demokratie eine luxuriöse Chimäre.



„Die Demokraten, Menschen des Westens, gehören einer besseren Welt an, während die anderen von einer anderen Welt sind. Es handelt sich um eine Zone für Kriege, Elend, Mauern und Chimären. In dieser Art ‚Welt‘ oder Zone verbringt man seine Zeit damit, seine Siebensachen zu packen, um dem Grauen zu entfliehen. Und wohin? Zu den Demokraten natürlich, zu denen, die die Weltherrschaft beanspruchen und Leute brauchen, die für sie arbeiten. Hier machen diese anderen nun die Erfahrung, dass Demokraten nur Demokraten mögen. Was die anderen anbelangt, da geht es vor allem um Papiere, Grenzen, Gefangenenlager,

Polizeiüberwachung, die Ablehnung von Familienzusammenführung. Man soll ‚integriert‘ werden. In was? In die Demokratie natürlich. Um aber aufgenommen zu werden, muss man sich erst einmal bei sich zu Hause zum Demokraten ausbilden in harter Arbeit, eben bevor man sich die Hoffnung gestatten darf, in die wahre Welt zu dürfen. Zwischen Gewehrsalven und den Landungen humanitärer Fallschirmjäger, zwischen Hungersnot und Epidemie studiere man den Leitfaden für Integrationswillige, das Handbuch des kleinen Demokraten! Demokratie? Gewiss, aber nur für Demokraten, nicht wahr?“<sup>[1]</sup>

Dieser pointierten Attestierung unserer Arroganz ist ein realisiertes Modell von Demokratie vorausgesetzt, für das unter anderem folgende Grenzen konstitutiv sind.

### Grenze des Grenzregimes

Vor allem urbane Biotope suggerieren in ihrer liberalen bunten Blase Aufgeschlossenheit für alle Ausgeschlossenen und sprechen von Demokratie als Lebensweise. Das ist angesichts der Weltlage nicht nur ein Luxus, sondern unterschlägt die für uns selbstverständliche Anerkennung als Person, als Rechtssubjekt. Erst der Staat verwandelt Menschen in Personen, in Rechtssubjekte, und als solche begegnen sie den anderen und sich selber.

<sup>[1]</sup> Alain Badiou: Das demokratische Wahrzeichen. In: Demokratie? Eine Debatte. Berlin 2012, S. 14.



Mit Leben und Werk des großen Astrophysikers **Stephen Hawking** und der Berichterstattung anlässlich seines Todes beschäftigen sich Groll und sein Freund der Dozent. Von **Erwin Riess**.



auf Seite  
**23**

„Auf einem staubigen Bahnhof (...) erfahren ein paar hundert Flüchtlinge aus nordafrikanischen Ländern die praktischen Konsequenzen eines Gedankens, den der Philosoph G. W. F. Hegel vor zweihundert Jahren so formulierte: ‚Die Persönlichkeit enthält überhaupt die Rechtsfähigkeit und macht die selbst abstrakte Grundlage des formellen Rechtes aus‘ (...), das Rechtsgebot ist daher: sei eine Person und respektiere die anderen als Personen.‘ (...) So kam es, dass die Flüchtlinge (...) mit Papieren winkten, mit italienischen Aufenthaltsgenehmigungen und manche sogar mit Pässen ihrer Heimatländer, während die französischen Grenztruppen eine schwarze Mauer bildeten, um ihnen den Zutritt nach Frankreich zu verwehren.

‚Schaut her‘ bedeutete dieses Wedeln, ‚seid Personen und behandelt uns als Personen.‘ Als Menschen wollten sie nicht anerkannt werden, das wäre ihnen (im Unterschied zu den Menschenrechtsaktivisten, die sie begleiteten) womöglich sogar gleichgültig gewesen. Nur um den Respekt des staatlichen Organs ihnen gegenüber ging es den Flüchtlingen, in Absehung von allem, was sie als Individualitäten ausmachte – denn dieser Respekt hätte aus ihnen Träger von Rechten gemacht (...).“<sup>[2]</sup>

Es liegt in der Gewalt des Staates, ob er Menschen zu Rechtssubjekten macht oder nicht.

## Grenze der globalen Ökonomie

Wir Demokraten frönen als Angehörige der Reichtumsinsel dieser Welt einem Elendgewöhnungsdenken. Selbst wenn unsere Interessen als Frauen, Queers, Tierschützende etc. etc. zu oft ignoriert werden, ist es doch evident, dass diese im Weltmaßstab gesehen aus einer elitären Situiertheit heraus formuliert werden. Die Interessen, ja der Grundbedarf der Anderen sind uns jenseits von Lippenbekenntnissen egal, denn jeder konkrete Verzicht wäre eine Zumutung. Wir kritisieren die Eliten der kapitalistischen Globalwirtschaft und profitieren doch davon.

„Man muss es herausschreien: Noch nie in der Geschichte der Erde und der Menschheit haben Gewalt, Ungleichheit, Ausschluss, Hunger und damit wirtschaftliche Unterdrückung so viele menschliche Wesen betroffen. Anstatt die Ankunft des Ideals der liberalen Demokratie und des kapitalistischen Marktes zu besingen, anstatt das ‚Ende der Ideologien‘ und das Ende der großen emanzipatorischen Diskurse zu feiern, sollten wir niemals diese makroskopische Evidenz vernachlässigen, die aus den tausendfältigen Leiden einzelner besteht: Kein Fortschritt der Welt erlaubt es, zu ignorieren, dass in absoluten Zahlen noch nie, niemals zuvor auf der Erde

so viele Männer, Frauen und Kinder unterjocht, ausgehungert oder ausgelöscht wurden.“<sup>[3]</sup>

## Grenze im Binnenraum

Auch in ihrem Terrain organisiert sich Demokratie ihre *Anderen*. Mit der Köpfung einer Frau nach der französischen Revolution, Olympe de Gouges, der Verfasserin der „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“, welche die Grundlage für das spätere Frauenwahlrecht bildete, begann die europäische Demokratie. „In der Urteilsbegründung hieß es: Ein Staatsmann wollte sie sein, und das Gesetz hat die Verschwörerin dafür bestraft, daß sie die Tugenden vergaß, die ihrem Geschlecht geziemen.“<sup>[4]</sup>

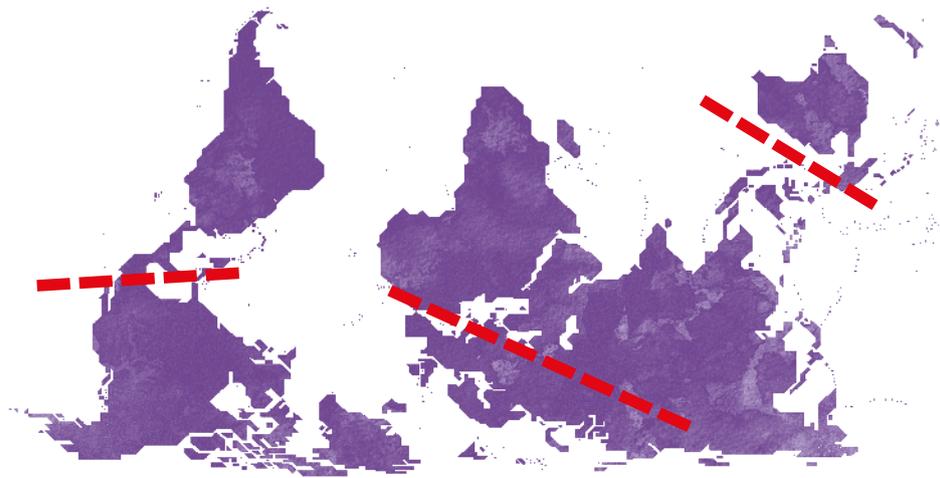
Frauen sind, so eine feministische Kritik, materielle Basis gesellschaftlicher Vorgänge, aber nicht Beteiligte an den monetär und symbolisch anerkannten Tätigkeiten. Die sogenannte Frauenfrage hat also bislang immer schon eine Antwort gefunden, nämlich jene einer Entwicklung von Negation und Entwertung hin zu Systemadaption und Scheingleichheit. Die nach wie vor herrschenden Politik- und Wirtschaftsformen sind männerbündisch institutionalisiert. Frauen haben darin die Funktion der Zu- und Mitträgerschaft innerhalb von Normen, die sie nicht selbst gesetzt haben. Sie sind gezwungen, wollen sie innerhalb der jeweiligen Organisation bestehen, sich dieser unter-, zumindest einzuordnen. Frauen werden je nach Bedarf homo- und heterogenisiert, dem Geist des Allgemeinen, des Homosozialen, ungleichgemacht. Von Geschlechterdemokratie in Form und Inhalt kann nicht die Rede sein.<sup>[5]</sup>

<sup>[2]</sup> Thomas Steinfeld: Sei Person. Wie an den Grenzen der Europäischen Union die Menschenrechte ihr Ende finden. In: Süddeutsche Zeitung, 20. 4. 2011.

<sup>[3]</sup> Jacques Derrida: Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale. Frankfurt/M. 1995, S. 139.

<sup>[4]</sup> <https://www.frauenrechte.de/online/index.php/themen-und-aktionen/frauenrechte-weltweit/507-geschichte-frauenrechte-sind-menschenrechte-marie-olymp-de-gouges>

<sup>[5]</sup> Vgl. Birge Krondorfer et al. (Hg.): Frauen und Politik. Nachrichten aus Demokratien, Wien 2008.



## Grenze der Gleichheit

Der Kampf um Anerkennung wird in politischen Metatheorien als konstitutive Ambivalenz jeder Sozialität reflektiert.

„Eine Gesellschaft ohne jegliche Art von Ausschließung wäre ein psychisches Unternehmen. Wir können so demokratisch wie möglich mit Ausschließungen umgehen, aber das kann die Tatsache nicht verbergen, dass Politik zu einem großen Ausmaß eine Serie von Verhandlungen um das Prinzip der Ausschließung ist, das es immer gibt als das unauslöschbare Terrain des Sozialen. Wie üblich, *determinatio est negatio* (Bestimmung ist Negation; Anm.).“<sup>[6]</sup>

Jeder Universalitätsanspruch ist Partikularismus – und doch darf es umgekehrt auch nicht sein, dass Partikuläres seine Existenz legitimieren muss. Oder, wie es ein anderer Theoretiker formuliert: Nicht eine konsensuelle Praxis wie in der heutigen Post-Demokratie, sondern Widerstreit ist Voraussetzung von Demokratie. Die Anderen werden erst dann wirklich anerkannt, wenn die Auseinandersetzung mit ihnen aufgenommen wird, nicht hingegen, wenn sie bloß toleriert werden.<sup>[7]</sup> Diese Vergleichgültigung ist die Kehrseite aller Gleichheitsbestrebungen und führt zum Ausschluss, zur Vernichtung, zur Unterwerfung, zur Angleichung und Anpassung alles Be-

sonderen. Die Subjekte sind, diesseits aller Selbstbestimmungsrhetorik, auf ihr Buchstäbliches reduziert, auf das Unterworfensein.

## Grenze des Subjekts

Dieser Aspekt kann hier nur stichwortartig angedeutet werden: Unsere un/bewusste Abwehr mit anderen zu teilen, also real zu verzichten – simpel die Egoerhaltung; unsere Leidenschaften, die zumeist Leiden schaffen; die Differenz zwischen Person und Persönlichem; die Sehnsucht nach schützenden Abhängigkeiten versus das Streben nach Autonomie; die zumeist unterschlagene Unterscheidung zwischen Individuum und Subjekt; die aufkommende feministische Verunsicherung, ob das feministische Credo „Das Private ist politisch“ nicht auch antidemokratischen Dynamiken Vorschub geleistet hat, nämlich in Form einer exaltiert gewordenen Mentalität der Selbstempfindlichkeit. Dem korreliert auf paradoxe Art der heute gefeierte Pluralismus der Lebensstile, eine Pseudoharmonisierung durch Partizipations-, Win-Win-, Selfempowerment- und Inklusionsillusionen. All das wirkt suggestiv als Versprechen von Demokratie, als das Gegenteil von Begrenzung, ist jedoch de facto ein additiver Pluralismus, eine demokratische Entleerung.

<sup>[6]</sup> Judith Butler und Ernesto Laclau, in: Oliver Marchart (Hg.): *Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Wien 1998, S. 256.

<sup>[7]</sup> Nach Jacques Rancière, in: Reinhard Heil/Andreas Hetzel (Hg.): *Die unendliche Aufgabe. Kritik und Perspektiven der Demokratietheorie*, Bielefeld 2006, S. 18.

<sup>[8]</sup> Christina Thürmer-Rohr: Gespräch über den Mythos Hannah Arendt. „Dass man miteinander streitet“. In: *Taz* 08.11. 2007.

<sup>[9]</sup> Ulrich Brand: Plädoyer für ein kritisch-weltgesellschaftliches Bildungsverständnis. In: *Magazin erwachsenenbildung.at* 11, 2010, S. 4-8.

## Grenze durch Weltverlust

Ähnlichkeit, Identität, Identifikation basieren auf dem Prinzip des Familiären und sind – mit Hannah Arendt gesprochen – präpolitisch. Im politischen als dem öffentlichen Raum begegnen sich Menschen als Unterschiedene und als solche sind sie in der Lage über eine Weltgestaltung miteinander zu verhandeln. Kollektive im Singular ergeben keine essentiell demokratische Pluralität. Wenn „Unterschiedslosigkeit zum Maßstab des gemeinsamen politischen Lebens würde, dann ergäbe das ein totalitäres Modell: Die Zusammenhänge zwischen dem Inneren, dem Einem, dem Entgrenzten, dem Maßlosen, dem Allmachtswahn. Es geht um die Gefahr eines alle Unterschiede einreißenden Modells, das die Bedingungen des Politischen zerstören würde.“<sup>[8]</sup>

Eigentlich sind wir da bereits: Die Rechten mit ihrer „vollen“ Homogenisierungsphraseologie, die Linken mit ihrer „leeren“ Pluralismusideologie wollen von Unterscheidungen in ihrer Region und im Weltmaßstab nichts wissen, auch nichts von unseren „imperialen Produktions- und Konsumweisen mit ihrem veralltäglichten Rückgriff auf die billige Arbeitskraft und auf die Ressourcen in anderen Ländern, die sozialen Strukturen wie Klassen und Geschlechterverhältnisse, die oft rassistische oder zumindest hierarchisierte Wahrnehmung anderer Weltregionen“.<sup>[9]</sup>

Weltverdrängung und Selbstbezogenheit sind identisch. Eine plurale Demokratie hieße weniger Teilhabe am Gleichen, kein gleichgültiges Nebeneinander, sondern Wahrnehmung der Weltperspektive der Anderen. Eine Teilnahme, die Widerstreit und Selbstüberschreitung bedeutet.

**Es braucht eine demokratische, spricht: solidarische Weltgesellschaft – als regulative Idee fürs Denken und Handeln.**

**Birge Krondorfer** ist politische Philosophin, Universitätslehrende, Erwachsenenbildnerin, feministische Aktivistin. Tätig in der Frauenbildungsstätte Frauenhetz/Wien, die heuer ihr 25-jähriges Jubiläum feiert.  
[www.frauenhetz.jetzt](http://www.frauenhetz.jetzt)

# Was bleibt von #MeToo?

## Denkanstöße aus der Debatte um sexualisierte Gewalt für die feministische Kritik

Das Außergewöhnliche an der #MeToo-Debatte war, dass sie im Jahr 2017 die allgemeine Medienaufmerksamkeit auf sexualisierte Gewalt lenkte, ein Thema, das bislang vorrangig in feministischen und frauenpolitischen Kontexten Beachtung fand. Der Hashtag löste eine Welle öffentlicher Enthüllungen zu gewaltsamen Übergriffen auf Frauen aus und ermöglichte eine Solidarisierung von Frauen, deren Grenzen überschreitender Charakter bislang einzigartig ist.

Die Kurzformel „MeToo“ wurde zehn Jahre zuvor von der schwarzen Bürgerrechtsaktivistin Tarana Burke geprägt, um öffentliches Bewusstsein für die enorme Verbreitung sexualisierter Übergriffe zu schaffen. Mit dem „Weinstein-Skandal“ wurde die Formel zum Hashtag und erreichte mittels sozialer Netzwerke globale Reichweite. Ausgehend von Hollywood ging es zunächst um die Film- und Kunstbranche, sehr schnell kamen weltweit auch sehr viel weniger glamouröse Arbeits- und Lebenszusammenhänge in die Diskussion. Indem die Veröffentlichungen beredtes Zeugnis von der Allgegenwart des Phänomens ablegten, demonstrierten sie auch kraftvoll ein verbindendes Moment in gegenwärtigen frauenpolitischen Kämpfen und im breiten Spektrum existierender Feminismen.

Der lang anhaltende mediale und politische Fokus auf die Alltags-schilderungen so zahlreicher, sehr unterschiedlicher Frauen hatte ohne

Zweifel auch damit zu tun, dass diese Berichte im eklatanten Widerspruch zu der Erzählung stehen, die Geschlechtergerechtigkeit sei in westlichen Ländern bereits verwirklicht – eine Erzählung, die gerade in jüngster Zeit gerne wieder hochgehalten wird, um sich von den rückständigen Vorstellungen und der tiefsitzenden Frauenfeindlichkeit abzugrenzen, die geflüchtete Menschen nach Europa mitbringen würden.

Im Gegensatz zur Selbstvergewisserung darüber, dass die westliche Welt in Sachen Frauenemanzipation bereits am Ziel angelangt sei, bestätigte #MeToo eindrücklich zwei sehr frühe Überzeugungen der Zweiten Frauenbewegung: zum einen, dass die formale und rechtliche Gleichstellung der Geschlechter keineswegs zur tatsächlichen Gleichberechtigung führt und zum anderen, dass geschlechtsbezogene Gewalt keine Ausnahmeerscheinung, keinen seltenen Regelverstoß darstellt, sondern

vielmehr als Normalfall patriarchaler Geschlechterverhältnisse gesehen werden muss.

Nach zahlreichen Kommentaren und Analysen zu #MeToo und angesichts eines vielschichtigen Debattenverlaufs stellt sich die Frage: Was bleibt von #MeToo? Oder vielleicht: Was soll von #MeToo bleiben? Kann die Debatte grundlegende Denkanstöße bieten und nachhaltige Auswirkungen für Feminismus und Frauenpolitik haben? Meine Überlegungen dazu möchte ich mit Befunden aus der Frauen(haus)bewegung und der frühen feministischen Theorie beginnen, die sich erstmals systematisch mit der Frage sexualisierter Gewalt auseinandergesetzt haben. Von dort ausgehend wird die vielleicht wichtigste Auswirkung sichtbar, die aus der aktuellen Debatte bleiben könnte: ein neu geschärftes Werkzeug, das zur Kritik an zerstörerischen Strukturen in den gegenwärtigen Geschlechterverhältnissen eingesetzt werden kann.

## Befunde aus Frauen(haus)- bewegung und früher feministischer Theorie zur Frage sexualisierter Gewalt

Ausgehend von Begleitforschungen in Frauenhäusern, in Beratungsstellen und Notrufen ist in den 1970er Jahren die feministische Gewaltforschung entstanden. Für Formen der Gewalt, die sich auf eine Überschreitung der Intimgrenzen, der sexuellen Selbstbestimmung und körperlichen Integrität beziehen, prägte sie den Begriff „sexualisierte Gewalt“, den sie an die Stelle von „sexuelle Gewalt“ setzte. Während sexuelle Gewalt körperliche Aspekte der Verletzung in den Blick nimmt, werden mit der Aufmerksamkeit auf sexualisierte Gewalt neben körperlichen auch psychische, strukturelle und symbolische Verhältnisse und Handlungen als Gewalt thematisiert und letztlich auf die Gesamtheit vermeidbarer Behinderungen menschlicher Entfaltungspotentiale bezogen. Sexualisierte Gewalt im Sinne einer spezifischen Machtaktion ist also keinesfalls nur als gesetzeswidriges bzw. normenwidriges Phänomen zu verstehen, sondern sie erlaubt es auch, die ordnungsbildende Funktion von sexualisierter Gewalt zu betrachten. Eine wichtige Überzeugung, die daraus resultiert, lautet: Bei gewalttätigen Übergriffen geht es nicht um sexuelle Wünsche oder Handlungen, nicht um Varianten von Lust und Verführung, sondern um die Kontrolle über einen anderen Menschen, um die Ausübung von Macht.

Zu den vielleicht größten Erfolgen der Frauen(haus)bewegung zählt demgemäß, dass es ihr gelungen ist, Gewalt im Geschlechterverhältnis überhaupt als solche sichtbar zu machen. Was lange Zeit als zwar bedauerliches, aber eben normales Phänomen in Geschlechterbeziehungen angesehen wurde, konnte in seinem zerstörerischen Ausmaß benennbar gemacht und skandalisiert werden. Carol Hagemann-White hat diesen Erfolg



(dem der Aufbau von Frauenhäusern und Notrufen folgte) einmal so auf den Punkt gebracht: „Das, was für die Großmutter Schicksal war, kann dann als Unrecht aufgefasst und benannt, vielleicht sogar als Verbrechen angezeigt werden.“<sup>[1]</sup> Dabei ist nicht gemeint, dass Gewalt in Intimbeziehungen früher von den meisten für gut befunden wurde. Aber man war daran gewöhnt, sie als kaum zu vermeidendes Phänomen zu akzeptieren. Manche dieser normalisierten Gewalthandlungen haben sich sehr lange gehalten. In Österreich wurde Vergewaltigung in der Ehe erst im Jahr 1989, in Deutschland überhaupt erst im Jahr 1997 als strafbare Handlung anerkannt.

In der frühen feministischen Theorie gab es diesbezüglich weiterführende Überlegungen, wie der Zusammenhang von Gewalt und Macht zu denken sei. Eine prominente Annahme war dabei, dass Gewalt ein Extremfall von Macht ist, sozusagen ein Mittel, das eingesetzt wird, um einen Machtanspruch zu erhalten.

In diesem Sinne wird sexualisierte und geschlechtsbezogene Gewalt als Resultat aus der hierarchischen Verfasstheit des Geschlechterverhältnisses gelesen. Es gibt zwei Möglichkeiten, diese Beziehung zu denken: Susan Brownmiller hat in ihrem Buch *Against Our Will. Men, Women and Rape* aus dem Jahr 1975 argumentiert, dass sexualisierte Gewalt und Vergewaltigung die Fundamente des Patriarchats sind, weil sie als Ereignisse, aber auch als ständig drohende Gefahr, den Handlungs- und Bewegungsspielraum von Frauen radikal einschränken und dazu beitragen, sie in einer untergeordneten Position zu halten. Eine andere Möglichkeit, den Zusammenhang zu denken, liegt darin, Gewalt als etwas zu sehen, das dort zum Einsatz kommt, wo Macht verloren ist. Auch diese These wurde im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt untersucht: Es gab Versuche, die Häufigkeit von Vergewaltigungen mit der sozialen Macht von Männern in verschiedenen Epochen zu korrelieren, um zu zeigen, dass Vergewaltigungen dort besonders häufig auftreten, wo die männliche Macht gerade nicht gesichert, sondern brüchig, in Frage gestellt oder letztlich so gut wie verloren ist.

<sup>[1]</sup> Carol Hagemann-White: Gewalt im Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung: Rückblick, gegenwärtiger Stand, Ausblick. In: Regina-Maria Dackweiler und Reinhild Schäfer (Hg.): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt. Frankfurt am Main/New York 2002, S.35.



Ein gewöhnlicher Säulenbildstock in Südkärnten weist beim genauen Hinsehen auf die Verfolgungsgeschichte der slowenischen Minderheit unter dem NS-Regime hin. In der **Spurensicherung** von **Vida Bakondy**.



auf Seite  
**31**

Inzwischen ist die Forschung bei breiten kulturhistorischen Ansätzen vorsichtiger geworden. Denn mitunter stehen sie unserem Bemühen entgegen Gewalt und Gewalthandeln besser verstehen zu können. Daher rückt die Gewaltforschung zunehmend konkrete Kontexte in den Blick, die Gewalt begünstigen. Aus der empirischen Forschung lässt sich nun deutlich nachzeichnen, dass das Geschlecht von Gewalttätern zu einem hohen Prozentsatz männlich ist. Wir wissen aber auch, dass Männer ebenso die höchste Zahl der Gewaltopfer ausmachen. Es geht also sehr oft um Männergewalt, sowohl gegen Männer als auch gegen Frauen. Wenn kritische Männlichkeitsforscher wie Michael Meuser die Bedingungen von männlichen Gewalthandlungen durchleuchten, dann lenken sie die Aufmerksamkeit auf Formen männerbündischer Rituale, die bei Gewalt eine zentrale Rolle spielen. Denn die Untersuchung männlicher Gruppenbildung, des sogenannten *male bonding*, macht eines deutlich: Was in Männergruppen als Grenzen von drinnen/draußen, legitim/nicht-legitim erachtet und bestätigt wird, unterscheidet sich oft sehr stark davon, was ein einzelner Mann für gut und richtig hält und wie er im Alleingang handeln würde. Die Interviews, die nach dem Jugoslawienkrieg zu Beginn der 1990er Jahre mit Männern geführt wurden, die an Gruppenvergewaltigungen teilgenommen hatten, legen davon ein bedrückendes Zeugnis ab.<sup>[2]</sup>

Eine weitere Erkenntnis aus der Gewaltforschung, die mit dem Phänomen des *male bonding* in Beziehung gesetzt werden sollte, bestimmt Gewalt als *Form der Entgrenzung*. Gewalt als Entgrenzung zielt auf die Überschreitung sozialer Konventionen, ein Sich-Hinwegsetzen als Hochgefühl, das die eigene Unabhängigkeit von anderen zelebriert. Diese These wird in einer soziologischen Forschungsrichtung weiterverfolgt, die sich Ende der 1990er den Namen „neue Gewaltsoziologie“ gab. Sie wurde aber bereits in den 1970er Jahren von dem Kulturtheoretiker Klaus Theweleit entwickelt, der sich dabei stark auf Erkenntnisse der Psychoanalyse stützte. Er stellte die Frage der Gewalt als Frage der männlichen Subjektbildung. In seinen Forschungen über deutsche Freikorpsoldaten und – aktueller – rechtsradikale Attentäter wie Anders Breivik zeigt er überzeugend, wie stark auch solche Verbrechen, die sich zunächst nicht gegen Frauen richten, sondern ein anderes Feindbild verfolgen, mit einem gänzlich paranoischen Verhältnis zu Frauen zusammenhängen. Im hunderte Seiten starken Bekennermanifest von Breivik ist letztlich sehr wenig zur Begründung seiner rechtsradikalen Handlungen und Ziele zu finden, aber enorm viel zur phantasmatischen und gewaltvollen Abwertung von Frauen, Feminismus, und dem „Weiblichem“, ein Thema, das sich als Fixierung durch das gesamte Schriftstück zieht.<sup>[3]</sup>

Sicherlich handeln solche Gewaltforschungen von besonders extremen Fällen, von Massakern und Blutbädern enormen Ausmaßes. Es lohnt sich aber, daran zu erinnern, dass sich auch die frühe feministische Theoriebildung intensiv damit befasst hat, den Zusammenhang von Subjektbildung und Vergeschlechtlichung zu verstehen und dabei zu ganz ähnlichen Einsichten gelangte. Mit Theweleit teilt sie die Einsicht, dass die männliche Subjektbildung auf dem Ausschluss von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit basiert, also auf dem Ausschluss jener Dimensionen des Menschlichen, die von der Abhängigkeit von anderen zeugen. Sie stören den Traum vom souveränen Subjekt, den die westliche Philosophiegeschichte schon seit langem träumt. Diese Zeichen der Verwiesenheit an andere, so die These, werden gewissermaßen auf der Seite des Weiblichen „versteckt“, was zu einer höchst ambivalenten und schwierigen Besetzung des (phantasmatischen) „Weiblichen“ führt.

### Nach und mit #MeToo: Geschlechtergewalt thematisieren, verstehen und bekämpfen

Wenn wir aus der Perspektive der Gewaltforschung auf #MeToo blicken, was können wir dann daraus lernen? Was lässt sich mitnehmen, um Gewalt im Geschlechterverhältnis als ungelöstes Problem zu thematisieren und zu bekämpfen?

Eine direkte und sehr wichtige Auswirkung ist, dass die #MeToo-Bewegung – trotz ihrer Figur als Hype, als

<sup>[2]</sup> Alexandra Stiglmayer (Hg.): Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen. Freiburg im Breisgau 1993.

<sup>[3]</sup> Klaus Theweleit: Das Lachen der Täter: Breivik u. a. Psychogramm der Tötungslust. St. Pölten/Salzburg/Wien 2015; Klaus Theweleit: Männerphantasien. Frankfurt am Main 1977, 1978 (2 Bände).

mediales Aufflackern, als sicherlich oftmals zu personalisierte Debatte – für eine Welle der Ermutigung steht. Wer in den letzten Monaten in seinem näheren Umkreis zugehört und Diskussionen geführt hat, wer mit den eigenen Eltern oder Großeltern vielleicht erstmals über sexualisierte Gewalt gesprochen hat, der/die kommt nicht darum herum, erstaunt zu sein über die Vorfälle, Erlebnisse und Geschichten, die unsere Mütter und Großmütter zu dieser Thematik zu erzählen haben. Manchmal haben wir diese Geschichten niemals zuvor gehört und nicht selten ging der Impuls zu erzählen von den Müttern und Großmüttern (aber auch Vätern und Großvätern) aus. Das allein ist Ermutigung und Anstoß zur Veränderung: Denn die Aufmerksamkeit ist in der Welt und sie hat Winkel und Ecken erreicht, in denen sie vorher nicht präsent war. Nun ist es unsere Aufgabe, diese Geschichten nicht dem Vergessen anheimzugeben, sondern im Kampf um Veränderung in Erinnerung zu behalten.

Ein ebenfalls bedeutsames Resultat von #MeToo könnte gerade aus den skeptischen und ablehnenden Reaktionen auf die Debatte gewonnen werden. Denn sie führen uns vor Augen, dass Gewalt kein Phänomen ist, dessen Bedeutung, Reichweite und Definition ein für alle Mal feststeht. Das zeigt sich nirgends deutlicher als dort, wo öffentlich danach gefragt wird, ob denn diese oder jene Handlung überhaupt als gewaltvoll einzuordnen sei (statt, wie immer wieder zu hören, vielleicht doch als Kompliment). Definition und Legitimität von Gewalt sind Gegenstand politischer Aushandlungsprozesse und waren es auch immer, weshalb es auch weiterhin darum geht, gewaltvolle Strukturen im Geschlechterverhältnis sichtbar zu machen, in der Diskussion zu halten und dabei jene zu hören, die von Erfahrungen berichten und Handlungen zurückweisen, die möglicherweise bisher nicht unter das Eti-

kett Gewalt fielen. #MeToo kann und soll unsere Aufmerksamkeit schärfen für die Frage, was wir als Gesellschaft unter Gewalt verstehen, welches Gewaltverständnis wir für legitim halten und wie wir mit Gewalt umgehen (wollen). Denn damit halten wir auch den grundlegend politischen Charakter des Gewaltbegriffs lebendig, in den die feministische Bewegung erfolgreich und zugunsten von Frauen intervenieren konnte.

Letztlich aber steht #MeToo ganz besonders für die Frage, was die Ursachen der Gewalt im Geschlechterverhältnis sind, worin ihre Wurzeln liegen und wie sie langfristig bekämpft und reduziert werden kann. Diese zentrale Frage verlangt heute nach einer erneuerten, einer breiten und ergebnisoffenen Debatte, die auf vielstimmige Weise geführt werden sollte. In einer jüngst in *Libération* veröffentlichten Streitschrift hat sich der Queer-Theoretiker Paul Preciado an diese große Frage gewagt.<sup>[4]</sup> Er bringt darin die Allgegenwart von Geschlechtergewalt mit dem Zwangssystem der Heterosexualität in Verbindung. Heteronormativität muss als Form der Herrschaft erkannt werden, die ihr Machtgefälle durch erotische Aufladung abstützt, die anhand ungeschriebener Codes und Rituale Verführung ästhetisiert und Begehren stilisiert. Es ist daher kaum lohnend, die gute (spielerische) Heterosexualität von der schlechten (gewaltvollen) Heterosexualität zu trennen, wie er dem offenen Brief entgegenhält, in dem Catherine Deneuve, Catherine Millet und eine Reihe anderer Französinen #MeToo als „Denunziationskampagne“ kritisieren.<sup>[5]</sup> Der Weg aus der Geschlechtergewalt muss vielmehr die gewaltvollen Rituale des *Ancien Régime der Sexualität* angreifen und eine neue sexuelle Revolution befeuern, die unsere Lüste, unsere Körper, unser sexuelles Begehren befreit. Dieser kraftvolle Aufruf sollte in unserer neuerlichen Befragung von Hierarchie und Gewalt allerdings dringend

mit anderen feministischen Befunden verknüpft und gegengelesen werden. Dies umso mehr, wenn wir die These ernst nehmen, dass es bei sexualisierten Übergriffen nicht um Sexualität geht, sondern um herrschaftsförmige Geschlechterverhältnisse.

Eine vielversprechende Spur ist dabei die oben skizzierte Annahme, dass unsere Geschlechterverhältnisse in eine gesamtgesellschaftliche Leugnung von Abhängigkeit und Angewiesensein auf andere verstrickt sind. Wenn es zutrifft, dass Männlichkeit mit Souveränität, Weiblichkeit hingegen mit dem Nicht-Souveränen, Körperlichen, Geschlechtlichen verschmilzt, dann hat dies nicht nur im Feld von Gender, Körper, Lust und Sexuellem Relevanz. Es entfaltet seine zerstörerischen Effekte gerade auch in gesellschaftlichen Räumen und Lebensbereichen, die auf den ersten Blick „neutral“ zu sein scheinen (etwa: die freie Berufswahl, die Zuständigkeit für Care-Arbeit, die Präsenz in der Öffentlichkeit, in der Politik, in Führungsetagen usw.). Gewalt als Entgrenzung kann vor diesem Hintergrund auch als Versuch wahrgenommen werden, das Scheitern der eigenen Souveränität, das Scheitern daran, sich mit der eigenen Abhängigkeit ins Vernehmen zu setzen, in letzter Konsequenz zu leugnen.

Eine der großen Aufgaben und Chancen, die uns aus #MeToo erwächst, könnte daher darin liegen, neue und ganz grundsätzliche Aushandlungen darüber zu führen, wie wir uns „Unabhängigkeit“ und „Autonomie“ vorstellen. Es ginge darum, anzuerkennen, dass Menschen in ihrer Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit nicht autonom oder gar souverän sind, sondern grundlegend verletztlich und auf andere angewiesen. Das wirklich zu akzeptieren ist schmerzhaft, aber möglicherweise wegweisend dafür, Gewaltförmigkeit im Geschlechterverhältnis neu zu thematisieren und auch zu reduzieren. —

<sup>[4]</sup> Auf Deutsch nachzulesen unter: <https://www.zeit.de/kultur/2018-01/metoo-heterosexualitaet-maenner-frauen-macht-paul-preciado> (Stand: 2.6.2018).

<sup>[5]</sup> Der offene Brief ist im Jänner 2018 in Le Monde erschienen und auf Deutsch hier nachzulesen: <https://cooptv.wordpress.com/2018/01/12/offener-brief-eines-kollektivs-von-mehr-als-100-frauen-darunter-catherine-deneuve-catherine-millet-le-monde> (Stand: 2.6.2018).

Barbara Grubner arbeitet an der Universität Marburg zur Schnittstelle Antifeminismus/Ethnisierung und ist im Wiener Verein "plurivers. Netzwerk feministische Bildung und Pluralität" aktiv.

# „Warum sollte ich etwas weniger gut können als Männer?“

**K**äthe Kratz – Filmemacherin, Autorin, Feministin. Die 71-Jährige war die erste Frau, die Regie an der Wiener Filmhochschule studierte. Das harte Leben begann erst nach ihrem Studium, erzählt sie: Die Männer in der Filmbranche hatten kein Interesse, ihre Privilegien aufzugeben. Im Interview mit **Duygu Özkan**.



Die 68er Revolution liegt heuer genau 50 Jahre zurück. Die internationale Bewegung hätte in verschiedenen Ländern verschiedene Schwerpunkte. Wenn wir an die USA denken, fallen uns der Vietnam-Krieg oder die afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung ein. Welchen Fokus hatten die Aktivisten in Österreich?

Im Gegensatz zu anderen Ländern sind die 68er in Wien kaum über die studentische Bewegung hinausgegangen. Die Universität war ein ganz starker Fokus, was zunächst elitär erscheint, aber in Wahrheit ganz wich-

tig war: Die Institutionen waren voll mit alten Nazis. Das wurde auch ziemlich unverfroren vermittelt. Die 68er begannen die Auseinandersetzung mit den Strukturen, den Inhalten und den Personen an den Unis. Ein weiterer Fokus, den man nicht wichtig genug nehmen kann, war die Frage der Kindererziehung. Das hing natürlich auch mit den Nazi-Generationen zusammen und den sehr autoritären gesellschaftlichen Strukturen. Die Frage nach neuen Konzepten der Kindererziehung war einer der wichtigsten Beiträge, nicht nur in Familien, sondern auch in Heimen.

Das Gedenkjahr 2018 betrifft nicht nur 1968, sondern auch 1938, das Jahr des „Anschlusses“. Warum ist es der 68er Bewegung, den Studenten, nicht gelungen, schon damals die Nazi-Vergangenheit grundlegend aufzuarbeiten?

Die 68er Bewegung hat sehr viel in Bewegung gesetzt. Sie war die erste große Bewegung, die das Weiterleben der Nazis in der Gesellschaft thematisiert hat. In den Familien wurde gefragt: „Wo warst du damals?“ Bis dahin war ja alles unter einem Mantel des Schweigens verborgen.



Szenen aus dem Film "Vielleicht habe ich Glück gehabt" | Regie: Käthe Käthe Kratz [2003] | Fotos: Österreichisches Filminstitut

[Die öffentliche Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit kam viel später, Ende der 1980er Jahre.](#)

Ja. Das mindert das, was die 68er geschafft haben, keineswegs. Denn davor war das Thema einfach nicht vorhanden. Man kann sich das gar nicht vorstellen, aber es war nicht vorhanden!

[Sie kamen Anfang der 1970er Jahre in die Frauenbewegung.](#)

Damals haben viele Frauen durchgehend die Erfahrung gemacht, einfach nicht zu Wort zu kommen. Sie wurden nicht ernst genommen. Das war ein Grund, in die Frauenbewegung zu gehen, denn die 68er Bewegung war, was Wien betrifft, eine Männerbewegung. Nicht dass Frauen nicht dabei gewesen sind, sie wurden aber einfach nicht zur Kenntnis genommen.

[Heißt das, dass die Frauenbewegung eine Abspaltung der 68er Bewegung war?](#)

Nein, ich glaube, die 68er war eine wichtige Basis für die Frauenbewegung. Gleichzeitig gab es ja die Abtreibungsfrage, die wurde international und breit diskutiert. Auch in Österreich war das eines der Kernthemen: Selbstbestimmung bei der Sexualität, bei der Frage, ob man Kinder haben will oder nicht. Die Frauenbewegung entwickelte sich auf verschiedenen Ebenen, und die politische Voraussetzung dafür haben sicherlich die 68er erschaffen.

[Die Stellung der Frau in den 1960er Jahren war allgemein ein Trauerspiel.](#)

Um das zu beschreiben, hilft nur ein Beispiel: Das Familienrecht stammte aus dem Jahr 1811. Der Mann war der Familienvorstand, die Frau war verpflichtet, zu gehorchen. Sie hatte kein eigenes Konto, konnte nur mit Zustimmung des Mannes berufstätig sein.

[Als sich ab den 1970er Jahren in Österreich die Frauenbewegung etablierte, nannte sie sich die Neue Frauenbewegung. Neu in Bezug worauf, wenn noch das 19. Jahrhundert die Stellung der Frau definierte?](#)

Neu nach der Sufragetten-Bewegung. Die Sufragetten als klar definierte Gruppe hatten zwar keinen direkten Einfluss auf Österreich, aber hier gab es gleichzeitig Frauenverbände auf christlich-sozialer oder sozialdemokratischer Seite. Sie wollten Fragen, die Frauen betrafen, in den Vordergrund rücken, was ihnen aber nur mäßig gelungen ist. Was ihnen gelang: das Frauenwahlrecht. Die Bildungsfrage für Mädchen war damals auch schon ein Thema, so auch die Stellung der unehelichen Mütter oder der Zugang zu Berufen. Die Themen waren also schon da, aber es bewegte sich alles sehr zäh.

[Wie viel Radikalität brauchte es, um diese Zähigkeit zu durchbrechen? Oder war die Neue Frauenbewegung rückblickend zu wenig radikal?](#)

Zunächst einmal waren die Voraussetzungen in den 1970er Jahren gut:

Es gab eine SPÖ-Alleinregierung, Bruno Kreisky war Regierungschef, Christian Broda war ein sehr kluger und fortschrittlicher Justizminister. Und es gab mit Johanna Dohnal eine wackere und mutige Kämpferin, eine Frontfrau! Das heißt nicht, dass die ganze Partei besonders fortschrittlich war, aber ein Teil in der SPÖ war bereit Dinge in Frage zu stellen. Innerhalb der Frauenbewegung gab es, wie in jeder Bewegung auch, radikalere und pragmatischere Personen. Als Beispiel kann der Paragraf 144 erhalten (Entkriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs, Anm.): Natürlich haben die Frauen gefordert, dass der Paragraf völlig abgeschafft wird und dass die Krankenkasse die Kosten eines Abbruchs übernimmt. Das Ergebnis war aber, dass Abtreibung noch immer strafbar war, nur wurde und wird heute noch die Strafe nicht umgesetzt. Man kann sagen, es war eine halbherzige Lösung. Man kann aber auch vorher und nachher vergleichen, und da war es ein enormer Fortschritt. Aber es war gut, dass die Forderungen radikal – oder besser: konsequent – waren. So konnte eben das, was realpolitisch möglich war, herausgeholt werden.

[Sie waren die erste Frau im Fach Regie an der Wiener Filmhochschule. Wer waren denn Ihre Studienkollegen?](#)

Ganz unterschiedliche junge Männer, radikale 68er und auch völlig unpolitische. Meine Erfahrungen mit den Kollegen waren sehr positiv. Wir waren ein verschworener kleiner Kreis von neun Personen. Professorinnen hatte ich nur zwei, etwa im

Fach Schnitt – das war noch ein den Frauen zugeordneter Platz im Film-schaffen.

[Ein Professor von Ihnen soll gesagt haben: „Solange ich hier bin, wird keine Frau Regie führen.“](#)

Das war schon im Fernsehen. Das harte Leben begann nicht mit dem Studium an der Filmhochschule, sondern danach. Spielfilm war eindeutig Männersache, eine privilegierte Männerwelt, und die Männer hatten kein Interesse daran, diese Privilegien zu teilen. Damals hatten TV-Filme eine viel größere öffentliche Relevanz als heute. Das Publikum redete am nächsten Tag darüber. Insofern war es für die Beteiligten auch eine Machtposition und es ging immer um viel Geld. Die Erste, die mir Möglichkeiten gab Filme zu produzieren – es waren kleine, miserabel bezahlte Filmchen – war Heide Pils. Sie war ORF-Redakteurin, und als Frau nicht zufällig in der Kinder- und Jugendabteilung tätig.

[Wie begegneten Sie letztlich diesem Chauvinismus?](#)

Da wird in meinem ganz persönlichen Leben die Frauenbewegung unglaublich wichtig. In den ersten Jahren meines Berufes war ich in dem Bereich, die den Frauen zugeordnet war, tätig. Für den Schritt zum Spielfilm und größeren Projekten war schon wichtig, dass diese Bewegung existierte: Mir gab sie Selbstbewusstsein. Denn warum sollte ich etwas weniger gut können als Männer? Die Bewegung hat meinen Zugang zu den Gesprächspartnern verändert. Ich bin heute noch überzeugt davon, dass sich deswegen manche vor mir gefürchtet haben.

[Sie waren Teil der informellen Gruppe „Aktion Filmfrauen“. Gruppen wie diese, sagten Sie einmal, haben bis in die 1980er Jahre sehr viel bewirkt, aber in den 1990er Jahren war Schluss damit. Wie kam das?](#)

Ja, da kam ein Backlash. Die Frauen haben sich sicher nicht ausgeruht, dafür war das Leben viel zu hart.

Natürlich kam mit der Zeit ein Prioritätenwandel. Ich zum Beispiel bekam 1984 meine Tochter und machte weiter Filme, viele andere Aktionen waren einfach nicht mehr möglich. Es ist keine Töchtergeneration nachgekommen, die den Kampf weitergetragen hat. Warum das so war? Dafür gibt es viele Gründe, die man nennen kann: Ein Zugang ist die politische Veränderung. Es gab die große Koalition, statt Kreisky kam Franz Vranitzky, Dohnal wurde abgesetzt. Das alles passierte in einem Klima des durchstartenden Neoliberalismus. In den 1970er Jahren waren Begriffe wie Solidarität, Kollektivität und Gleichberechtigung große Themen – und nun ging es um die Ich-AG: „Ich bin selber für mein Fortkommen verantwortlich, wenn ich es nicht schaffe, bin ich selber schuld.“ Gleichzeitig begann die absolute Diffamierung von Feministinnen: Hässlich, humorlos, unsinnlich, verbissen. Abgesehen davon, dass wir eine absolut lustvolle und sinnliche Bewegung waren, hat es dieses Bild wahrscheinlich der nächsten Frauengeneration schwer gemacht, sich mit der Bewegung zu solidarisieren und identifizieren.

[In Ihrer Dokumentation „Vielleicht habe ich Glück gehabt“ begleiten sie drei Jüdinnen, die 1938 als Kinder aus Österreich flüchten mussten. Haben Sie sich bewusst dazu entschieden, Frauen zu porträtieren?](#)

Ja und nein. Für diesen Film haben sich drei Frauen angeboten, und nachdem Frauen als handelnde Personen ohnehin zu wenig vorkommen, lag es für mich auf der Hand. Außerdem sind Frauen oft auch die besseren Erzählerinnen.

[In dieser Dokumentation kommen auch Flüchtlinge zu Wort, die in der jüngeren Vergangenheit als junge Menschen nach Österreich geflüchtet sind. Inwieweit lassen sich Fluchtschicksale vergleichen, vor allem, wenn es auch den Holocaust betrifft?](#)

Natürlich, der Holocaust ist nicht vergleichbar und der Film erzählt auch nicht über den Holocaust. Der Film

hat einen anderen Fokus: Was macht es mit einem jungen Menschen, der alles hinter sich lassen muss, was seine Heimat bedeutet? Geborgenheit, Familie, Essen, die Sprache usw. Diese Situation kann man sehr wohl vergleichen. Allen Personen war gemein, dass sie ihr Zuhause verloren haben. Das klingt banal, ist es aber nicht. Dieses Sich-fremd-Fühlen in einer Welt geht auch nicht so schnell vorbei, das hinterlässt lange Spuren. Dieser Mangel an Zu-Hause-Sein, das ist ein Thema, das mich sehr beschäftigt.

Duygu Özkan ist Außenpolitik-Redakteurin der Tageszeitung „Die Presse“.

## Buchtipps:

Das Frauenkollektiv RitClique, bestehend aus Ruth Aspöck, Eva Dité, Erna Dittelbach, Ulküm Fürst-Boyman, Käthe Kratz, Brigitte Lehmann, Miri Ofner und Heldis Stepanik-Kögl, hat sich für dieses Buch mit weiteren ehemaligen Aktivistinnen der Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre getroffen, um die gemeinsamen Erinnerungen an diese Zeit zu sichern und für die nachfolgenden Generationen erfahrbar zu machen.



Zündende Funken. Wiener Feministinnen der 70er Jahre. Von Frauenkollektiv RitClique (Hg.) Wien: Löcker Verlag 2018 300 Seiten; € 29,80 ISBN: 978-3-85409-905-5

Gayatri C. Spivak | Foto: Rosa Luxemburg-Stiftung - <https://www.flickr.com/photos/rosalux/16998043655/>

## Wider das Derart-regiert- Werden

Die Schnittstelle zwischen kritischer Theorie und der eigenen Berufspraxis gestaltet sich allemal als eine schwierige: In der gesellschaftlichen Realität und in Bezug auf die Unterrichtspraxis fühlen sich kritische theoretische und wissenschaftliche Erkenntnisse nicht selten wie fremdes und unbrauchbares Wissen an, da die Machtverhältnisse diesen konträr entgegenstehen. Ein Versuch, den pädagogischen Ansatz der feministischen Marxistin Gayatri C. Spivak in der aktuellen österreichischen Wirklichkeit anzusiedeln.

„How can there be a feminist world?“ Mit dieser Frage eröffnete die Literaturwissenschaftlerin und postkoloniale Theoretikerin Gayatri C. Spivak einmal einen Vortrag in Amman. Sie verknüpft die Antwort auf ihre Einstiegsfrage mit dem Vorschlag einer ästhetischen Bildung, die den Willen befördern soll zu Produzent\*innen

einer gerechteren und solidarischeren Welt zu werden. Zur Aufgabe von Bildung zählt sie die Auseinandersetzung mit pluralen Sichten auf die Welt – eine Art Training des Geistes, um handlungsfähig im Interesse der Vielen zu werden. Das Verständnis von Freiheit sollte sich dabei nicht in Selbstbezogenheit

und Individualisierung erschöpfen. Heftige Kritik übt Spivak am Klassismus in der Bildung, der immer mit Sexismus und Rassismus verwoben ist. Hierbei wird Benachteiligten und Marginalisierten der Status der zu Gehorchenden und Handelnden im Sinne der Herrschenden zuge-dacht. Währenddessen ist es nicht

wenigen sogenannten Eliten und global Privilegierten vorbehalten, sich in egozentrischer, depolitisierter Lebensweise üben zu können, die den Status quo, Besitzverhältnisse und Klassenprivilegien (als Ideal) weiter fortschreibt. Spivak bezeichnet dies als *epistemische Gewalt*: Eurozentrisches Wissen etwa soll als einzige legitime Wahrheit die Reproduktion imperialistischer Subjekte sicherstellen; andererseits sind diese Gewaltverhältnisse in Disziplinierungsmechanismen eingebettet, die den Geist in einer Weise formen, „dass er gegen die eigenen kollektiven Interessen funktioniert“ (Castro Varela/Heinemann 2016: 3).

Spivak plädiert deshalb für ein Verlernen, das Privilegien als Verlust begreift und eine (selbst)kritische Reflexion und Auseinandersetzung mit der eigenen Situietheit im Machtgefüge ebenso voraussetzt wie die Bereitschaft „von unten“ zu lernen. Bildung soll den Willen zum Bruch mit dominanten Strukturen hervorrufen und als „Türöffner“ fungieren, bedingungslos ethisch-politisch handeln zu wollen. Spivak selbst arbeitet beharrlich daran, durch ihren Unterricht ein Begehren wachzurufen, das schieres Selbstinteresse überwindet, um solidarische Praxen zu stärken, die eine globale Perspektive in den Blick nehmen und für andere Klassenlagen sensibilisieren.

---

### Schauplatzwechsel: Bildungspolitik in Österreich 2018

---

Durch die Verschärfung des Integrationsgesetzes im Juni 2017 wurde in Österreich (nicht nur) die Erwachsenenbildung Ziel re-

pressiver Maßnahmen, die Bildungsinstitutionen bis dato nicht abzuwehren vermochten und DaZ-Lehrende zu „Werte“vermittler\*innen machen. Unter dem Banner der „Werte“vermittlung werden Kursteilnehmer\*innen als defizitäre und homogene Gruppe konstruiert, wodurch gleichzeitig ein österreichisches *Werte-Wir* gestärkt werden soll. In infantilisierender Manier werden erwachsenen Lernenden Defizite unterstellt und zugleich europäische Überlegenheitsphantasien zelebriert, deren erzieherischer Impetus ein Kontinuum kolonialer Praxis darstellt. Die Frage stellt sich: Was lernen und internalisieren Pädagog\*innen, wenn sie Teil von Nationalisierungsprozessen sind? Für die Entwicklung eines nationalen Bewusstseins und Begehrens steht derzeit ein Protagonist, der sich in den Dienst der Regierung gestellt und als Mitglied des Expert\*innenrats für Integration – zuständig für den Bereich „Rechtsstaat und Werte“ – dem Thema „Werte“vermittlung im weitesten Sinne verschrieben hat: Christian Stadler.<sup>[1]</sup>

Mittels Monopolisierung des Österreichischen Integrationsfonds (ÖIF) werden Bildungsarbeiter\*innen dazu verpflichtet, Unterrichtsinhalte der vorgeschriebenen „Wertevermittlung“ zu opfern, wodurch Pädagog\*innen in einer Weise in den Dienst der Regierung gestellt werden, die sie anruft repetitiv Nationalisierungsprozesse zu befördern, als nationale Vertreterinnen aufzutreten, sich national zu positionieren. Lernen im Sinne einer politischen Pädagogik bedeutet jedoch laut Spivak eine Imagination von dekolonisierten, nicht dominanten Zukünften

im Hier und Jetzt zu verankern, sie vorstellbar zu machen, um die Gegenwart mit anderen Formen des Gemeinsamen zu füllen, die Risse in nationalstaatlichen Gemeinschaftskonstruktionen erzeugen, diese somit erweitern, damit Neues entstehen kann. Stadlers Vision von politischer Bildung (in Schulen und anderswo) steht hingegen ganz im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung (GLV).<sup>[2]</sup> Sie hat sich an den Parametern der Inneren Sicherheit und Landesverteidigung zu orientieren, wobei im Zentrum des von Stadler propagierten Bildungsverständnisses die Ausbildung eines patriotisch-nationalen Begehrens, eines Willens zur Verteidigung *österreichischer Werte* steht. Diese seien durch Massenmigration aus „kulturfernen Räumen“, Globalisierung und transnationalen Terrorismus bedroht (vgl. Stadler 2016: 32f.). Pädagog\*innen obliege es, gesellschaftliche Resilienz dagegen aufzubauen und Wehrhaftigkeit zu forcieren.

Spivak ortet in nationalistisch aufgeladenen Diskursen und erzeugten Bedrohungsszenarien die Verschleierung neoliberaler staatlicher Umbauten sowie die Rücknahme von sozialen Errungenschaften unter dem Deckmantel der Sicherheit. Eine Aufgabe qualitativer Bildung liege etwa darin, im Lebensumfeld vorhandene und praktizierte, nicht-hegemoniale Sprachen sowie Varietäten zu erlernen, um Wahrheitsansprüche nationaler Identitäten, monolingualen Habitus (Ingrid Gogolin) und normative Wertedoktrinen zu unterwandern, wodurch gleichzeitig hegemoniales Hören verlernt werden könne. Das Recht auf qualitätsvolle Bildung, die nicht danach ausgerichtet ist, entsprechend kapitalistischer Ausbeutungs- und Akkumulationslogiken zu funktionieren, müsse mit einer möglichst zwangsfreien Neuordnung von Begehren (an uncoercive rearrangement of desires) verknüpft werden und für alle zugänglich sein. Darunter fasst Spivak eine ästhetische Bildung, durch die sich kritisches

<sup>[1]</sup> Stadler ist Leiter der Forschungsgruppe Polemologie und Rechtsethik. Diese ist am Juridicum angesiedelt und steht in Kooperation mit der Landesverteidigungsakademie. Als zentrale Instanz am Aufbau eines verschärften Integrationsregimes tätig, unterstützt er aktuell das Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres durch Publikationen wie den jährlichen Integrationsbericht, den 50-Punkte-Plan zur Integration oder den Nationalen Aktionsplan für Integration.

<sup>[2]</sup> Das Konzept der Geistigen Landesverteidigung in Österreich geht zurück auf den Kalten Krieg und ist Teil der Umfassenden Landesverteidigung. Seit 1975 in der Österreichischen Bundesverfassung verankert, besteht die Aufgabe der GLV darin, „immerwährende Neutralität“ aufrechtzuerhalten, einen Beitrag zur Friedenssicherung zu leisten, aber auch auf „Bedrohungen der demokratischen Gesellschaftsordnung“ angemessen reagieren zu können (vgl. Bundesverfassung Artikel 9a und <https://bildung.bmbwf.gv.at/schulen/unterricht/ba/glv.html>).



Denken als Folge von Prozessen des *slow learnings* herausbilden könne. Eine auf rapide Verwertbarkeit angelegte Wissensanhäufung würde kritisches Denken jedoch unterminieren. Damit Bildung nachhaltig den Grundstein legen kann, um kollektive Interventionen in frauen- und queerfeindliche, rassistische Herrschaftsverhältnisse und hegemoniale Wissensproduktion zu ermöglichen, müsse epistemischer Gewalt entgegengewirkt werden. Dies bedingt, pädagogische Verhältnisse zu problematisieren, zu politisieren und Protagonist\*innen normierender Bildungskonzepte zu hinterfragen, die Bildung im Sinne der Belehrung als zu lehrende und aufzuoktrozierende Inhalte verstehen. Am Beispiel der Transformierung von Deutschkursen durch den ÖIF als ausführendes Organ im Auftrag der Regierung zeigt sich eindringlich, auf welche Weise Pädagog\*innen in die Reproduktion von Machtstrukturen verstrickt sind: Die Funktion von Pädagogik und Lehrenden habe darin zu bestehen, Nationalisierungsprozesse zu befördern, zur unhinterfragten Realität werden zu lassen, diese zu evozieren und zu normalisieren.

Der Aufbau eines gegenhegemonialen Begehrens, so Spivak, müsse hingegen von Utopien getragen sein, die diesen transformierenden Prozess auch innerhalb repressiver und nationalistisch überformter Staatlichkeit durch ein Imaginieren anderer Welten stetig begleiten. Spivaks Antwort

auf die Frage: „How can there be a feminist world?“ ist von einer Vision geprägt, bei der *Klassenapartheid* in der Bildung bekämpft werden müsse, weil Feminismus eben kein „single-issue“ sei.

Spivaks pädagogische Zugangsweise ist u. a. durch Ansätze von Paulo Freire und Antonio Gramsci inspiriert, die sie mit feministischen, post- und dekolonialen Perspektiven anreichert. Sie legt ihren Fokus auf die Erzeugung eines kritischen Bewusstseins und verdeutlicht, dass Wissen nie neutral ist und reflektiert werden muss, um singuläre Wahrheiten kritisch zu hinterfragen. Daran anknüpfend orientieren sich die Prinzipien und Richtlinien für Basisbildungsangebote im Rahmen der Initiative Erwachsenenbildung an der politischen Pädagogik von Freire, bell hooks und Gramsci. Sie explizieren, dass das Lernsetting von Wechselseitigkeit, dialogischem Unterricht und Wissenskritik geprägt sein müsse. Das bedeutet eine (selbst- und rassistuskritische) Haltung zu entwickeln und zu bewahren, nach der Lehrende auch Lernende sind und umgekehrt. Dies bildet die Grundlage für einen Lernprozess, der nicht dadurch gekennzeichnet ist, „Wahrheiten“ einzutrichtern, sondern es ermöglicht, Themen auch kontrovers zu diskutieren und auszuverhandeln, um so einen Blick auf gesellschaftliche Machtverhältnisse zu eröffnen, der diese als veränderbar begreift. Die eigene Involviertheit als Pädagog\*in

sowie die Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse, die mit Klassenverhältnissen eng verwoben sind, ist das, worauf Spivak unermüdlich hinweist und das es zu bedenken gilt, da Wissen andernfalls Machtverhältnisse stabilisiert. Die „an den Rändern“ erkämpften Lehr-/Lernräume würden so vermehrt und konsequent in die Tat umgesetzt werden und wären (nicht nur) für den DaZ-Unterricht handlungsweisend.

Die Real- und Bildungspolitik in Österreich stimmt jedoch nicht zuversichtlich, im Gegenteil: Die Rede ist von Deutschförderklassen, Kürzung und Streichung von Deutschkursen, während andererseits Gelder an ÖVP-nahe Einrichtungen umgeschichtet werden.<sup>[3]</sup> Der nicht erbrachte Nachweis über „ausreichende“ Sprachkenntnisse sowie die Absolvierung von „Werte“kursen stellt für viele Menschen eine Existenzbedrohung dar.

## Quellen:

Avraham, Sheri/Kubaczek, Niki (2018): Die urbanen Undercommons. Autonomie der Migration und Politik der Nachbar\_innenschaft. In: Aigner H./Kumnick S. (Hg.): Stadt für alle! Wien: Mandelbaum Verlag, S. 56-77.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (Hg.) (2015): Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung (2., komplett überarb. u. erw. Aufl.), Bielefeld: Transcript Verlag.

Heinemann, Alisha M.B./Castro Varela, María do Mar (2016): Ambivalente Erbschaften, Verlernen erlernen! In: Büro trafo K. (Hg.): Strategien für Zwischenräume, Neue Formate des Ver\_Lernens in der Migrationsgesellschaft, Nr. 10.

[https://www.initiative-erwachsenenbildung.at/fileadmin/docs/Prinzipien\\_und\\_Richtlinien\\_aktualisiert\\_8\\_2017.pdf](https://www.initiative-erwachsenenbildung.at/fileadmin/docs/Prinzipien_und_Richtlinien_aktualisiert_8_2017.pdf) (Stand: 1.6.2018).

Spivak, Gayatri Chakravorty (2013): An Aesthetic Education in the Era of Globalization. Cambridge/London: Harvard University Press.

Stadler, Christian (2016): Aktuelle Herausforderungen für die Geistige Landesverteidigung 2017. Unter: [http://www.bundesheer.at/pdf\\_pool/publikationen/sipol\\_jvs2017.pdf](http://www.bundesheer.at/pdf_pool/publikationen/sipol_jvs2017.pdf) (Stand: 1.6.2018).

Verein das kollektiv (2017) (Hg.): Pädagogische Reflexivität in der Basisbildung (Neuauf.). [https://www.netzwerkmiika.at/application/files/2115/1939/9268/kollektiv-broschuere-web\\_2018.pdf](https://www.netzwerkmiika.at/application/files/2115/1939/9268/kollektiv-broschuere-web_2018.pdf) (Stand: 1.6.2018).

<https://igdzadafbasisbildung.noblogs.org/> (Stand: 1.6.2018).

Nima Obaro ist Basisbildnerin bei Peregrina, Aktivistin bei der IG DaZDaFBasisbildung und schreibt gerade ihre Masterarbeit im Rahmen des Masterstudiums Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der Universität Wien.

<sup>[3]</sup> <https://derstandard.at/200007756195/Wer-vom-Sparzwang-bei-der-Integration-verschont-bleibt> (Stand: 2.6.2018).

# Zum Tod von Stephen Hawking

*Die Hingabe, mit der er seine Krankheit bekämpfte, machte ihn zu einem Champion für alle behinderten Menschen auf der Welt.*

*University of Cambridge*

**H**err Groll hatte seinen Freund auf den Ottakringer Friedhof beordert. Vor der Büste des berühmten Philanthropen, Bierbrauers und Sternwartegründers Moritz Kuffner<sup>[1]</sup> wollte er mit ihm nicht etwa über Stephen Hawking's Tod, sondern über dessen Leben und Werk und die Rezeption beider in den Medien sprechen.

„Ich habe einige Zeitungsausschnitte mitgebracht“, sagte der Dozent und fischte ein paar Blätter aus seinem Rucksack. „Ich dachte, es müsse doch interessant sein zu sehen, mit welchen Worten die Journalisten das Phänomen Stephen Hawking beschreiben. Ich darf doch?“

Groll machte eine einladende Handbewegung, der Dozent setzte sich auf eine Grabeinfriedung.

„Die beste Darstellung in einer auflagenstarken Zeitung kommt meiner Einschätzung nach vom *Kurier*. Auf zwei Seiten werden in vier Texten Hawking's Leben, seine Arbeiten und seine Wirkung vorgestellt. Die Behinderung wird erwähnt, aber sie wird nicht übertrieben. Der Mensch Hawking verschwindet nicht hinter seiner Krankheit. Nirgendwo die idiotische Phrase vom „an den Rollstuhl gefesselten“ Menschen. In der *Kronzeitung* schreibt der Physiker und ehemalige Science Buster Werner Gruber einen sachkundigen und informativen Nachruf. Und im Bildtext, der von der Redaktion stammt, heißt es: „Stephen Hawking war fast völlig bewegungsunfähig und saß wegen einer Nervenkrankheit im Rollstuhl.“ „Sachlich, nicht übertreibend – so muss es sein“, sagte Groll befriedigt. „Es scheint, dass dreißig Jahre Kampf gegen die Killerphrase Erfolge zeitigen, dass *Krone* und *Kurier* voranmarschieren, stimmt mich zuversichtlich.“

„Auch die *Standard*-Redakteurin Tanja Traxler hält das Niveau, wie auch die Onlineplattform des *ORF*“, ergänzte der Dozent. „Die Berichterstattung in den Weltzeitungen unterscheidet sich in diesem Fall von der in den österreichischen Medien nicht. Sei es der beeindruckende und berührende Nachruf von Hawking's Kollegen und Freund Roger Penrose im *Guardian* oder die Nachrufe deutschsprachiger Qualitätszeitungen, zumindest jener, derer ich habhaft werden konnte – die Berichterstattung ist informativ und respektvoll. Kein Druck auf die Tränendrüsen, keine Appelle an Sentimentalität und Mitleid, wohl aber Bewunderung und

kosmisches Staunen und beides ist angesichts dieses Lebenswerks wohl berechtigt.“

„Gut so! Lassen Sie uns darauf anstoßen!“. Herr Groll hatte eine Flasche Retzer Zweigelt aus dem Rollstuhlnetz geholt und schenkte zwei Gläser ein.

Der Dozent versuchte zu lächeln „Es gibt da aber einen Ausreißer, geschätzter Freund.“

„Ich höre, verehrter Dozent“, sagte Groll und nahm einen ordentlichen Schluck.

„In der *Presse* schreibt der Redakteur Thomas Kramar einen langen Text über Hawking, hält sich dabei zwei lange Absätze mit dessen körperlicher Verfassung auf und landet dann bei der sensationsheischenden Formulierung: ‚Hawking im Rollstuhl gekrümmter Körper‘.“

„Das klingt nach Folter“, sagte Groll. „Ich finde nicht, dass Hawking zusammengekrümmt im Rollstuhl sitzt, auf mich macht es eher den Eindruck, als säße er recht gemütlich.“

„Anders wäre es wohl schwer auszuhalten, das wissen Sie als erfahrener Rollstuhlsitzer ja am besten.“ Der Dozent stieß mit Groll an, der nickte. „Und jetzt der journalistische Urknall! Der Titel des Nachrufs ‚Der reglose Physiker suchte Gottes Plan!‘ Und die Killerphrase folgt auf dem Fuße: ‚An den Rollstuhl gefesselt, griff er nach den Sternen.‘ Das hätte der tiefste Boulevard nicht besser hinbekommen.“

Der Redakteur sei ihm nicht unbekannt, erwiderte Groll. Er habe durch all die Jahre immer wieder über Hawking geschrieben und immer blitzten negative Gefühle gegenüber dem Physiker durch. Hawking sei gar kein großer Physiker, er verdanke seinen Ruhm mehr seiner Behinderung.

„Wir sehen hier die andere, böse und gefährliche Seite des Mitleids am Werk“, sagte der Dozent nachdenklich. „Sie geht einher mit der Übertreibung der Behinderung. Das scheint eine Art journalistisches Naturgesetz zu sein.“

Nachdem er den Text gelesen hatte, sagte Groll: „Bekanntlich war Hawking Atheist und er hielt damit nicht hinter dem Berg, auch den Päpsten gegenüber nicht. Er war zwar Mitglied der vatikanischen Akademie der Wissenschaften, das aber hinderte ihn nicht, seine Position klar zu vertreten. Er habe nichts dagegen, wenn Leute an fliegende Schmalzbrote glaubten, sagte er, zur Erklärung der Welt sei dies aber weder notwendig noch hilfreich. Ebenso sei für die naturwissenschaftliche Erklärung der Welt die Annahme eines steuernden Gottes weder notwendig noch hilfreich. Auch mit dem Jenseits konnte man ihm nicht drohen. Für ihn war das Gehirn ein Computer und es gibt nun einmal für kaputte Computer kein Leben nach dem Tod; das ist ein Märchen für Leute, die Angst im Dunkeln haben.“

„Der Satz ist von Ihnen?“ Der Dozent zückte sein Notizbuch. „Von Hawking!“ sagte Groll und prostete dem Kosmos zu.

<sup>[1]</sup> siehe das ausgezeichnete Buch von Evelyn Adunka und Gabriele Anderl: „Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt – Ottakring und Hernalds“, in dem u. a. Leben und Wirken der Kuffner-Familie und ihre Bedeutung für Wien umfassend gewürdigt werden. Mandelbaum Verlag 2013.



## „Unsere Ausdruckskraft liegt in der Wut“

**D**rei veröffentlichte Studioalben und jahrelange Konzerttourneen – die Band **Roy de Roy** ist aus der österreichischen Musikszene kaum mehr wegzudenken. Musikalisch bewegt sich das Quintett zwischen Balkanbeats, Punk und Folk, integriert unterschiedliche Einflüsse und beschreibt den Sound mit Augenzwinkern als „World Punk“. Obwohl die meisten Fans die slowenisch verfassten Songtexte nicht verstehen, transportiert die Musik eine unmissverständliche Botschaft: Wut gegen Nationalismus und Fremdenhass. **Raffaela Gmeiner** hat mit **Nikolaj Efendi**, Sänger von **Roy de Roy**, gesprochen.

Wie hat sich das Musikprojekt Roy de Roy entwickelt?

Unser Akkordeonist Matej und ich haben damals schon in Kärnten gemeinsam Bandprojekte gestartet. Als wir nach Wien gezogen sind, haben wir Sehnsucht nach der slowenischen Sprache gehabt. Wir wollten live spielen und viele Einflüsse zulassen. Bis auf unseren Trompeter sind lustigerweise alle Bandmitglieder in dieselbe Schule, ins Slowenische Gymnasium in Klagenfurt, gegangen. Es sieht so aus, als ob wir von der Schule rekrutieren würden, ist aber tatsächlich Zufall ... Es ist etwas Tolles an der Kärntner-slowenischen Community in Wien, dass sie sich nicht aus den Augen verliert; vor allem durch den Club Slowenischer StudentInnen ist eine Infrastruktur da, in der man sich öfters trifft. Der Community-Gedanke

ist auch innerhalb der Band wichtig. Und natürlich – weil wir alle aus einer Minderheiten-Community stammen – ist viel Vertrauen da, das aus einem gemeinsamen Erfahrungsschatz aus Kärnten stammt.

Und auch die Texte sind auf Slowenisch. Wie ist es für dich, auf Slowenisch zu schreiben?

Ich habe es sehr schade gefunden und wollte nicht akzeptieren, dass der letzte slowenische Text, den ich geschrieben habe, meine Matura war. Dann habe ich versucht, die Sprache auch in Songtexten weiterzuführen. In Deutsch und Englisch wäre das Schreiben theoretisch leichter für mich, aber nicht auf emotionaler Ebene. Ich finde es irgendwie cool, wenn man es lernt, in seiner Muttersprache emotional zu schreiben – aber nicht faul damit um-

zugehen, sondern auch die richtigen Wörter zu finden. Das ist für mich wie ein täglicher Slowenisch-Kurs. Auch die Kärntner-slowenische Community in Wien schätzt das Projekt und kann viele unserer Songtexte auswendig. Sprache ist nichts Statisches, sondern immer in Bewegung. Andererseits hören wir immer wieder von Leuten aus dem Musikbusiness: „Würdet ihr englisch singen, würde man euch besser verkaufen können. Da würde man euch im Radio spielen.“ Na ja, wahrscheinlich würde man uns auch dann nicht spielen, wenn man verstehen würde, was wir singen. Also, man eckt entweder mit den Inhalten oder mit der Sprache an. Aber das finde ich cool: Du bringst Kunst und Kultur nicht weiter, wenn du nicht aneckst. Und ich finde, dass Kunst und Kultur für die Entwicklung einer Gesellschaft sehr wichtig sind – vor allem als Korrektiv.

Hast du auch Vorbilder – DichterInnen, MusikerInnen –, die in slowenischer Sprache schreiben?

Ja, einige Songwriter haben mich eigentlich schon immer angesprochen. Da gibt es zum Beispiel Zoran Predin oder Vlado Kreslin. Sie haben für mich einen politischen Kabarettcharakter. Bredin hat diesen romantischen Gedanken, ein bisschen Udo-Jürgens-mäßig, nur schöner instrumentiert. Aber für Roy de Roy liegt die Ausdruckskraft eher in der Wut und in stärkeren Emotionen und nicht unbedingt in der Verliebtheit oder so ... obwohl Verliebtheit auch eine starke Emotion ist, aber eben anders ... Wir wollen an den Spitzen der Emotionen kratzen. Die Musik, die ich sonst höre und an der ich mich orientiere, ist allerdings meistens englischsprachig. Slowenische Inhalte muss ich hingegen für mich neu erfinden, weil sie sprachlich ein anderes Tempo, einen anderen Rhythmus haben. Und es gibt in Slowenien nicht so eine Bandkultur – da müsste man lang nach Underground-Bands suchen.

Woher kommt die Wut? Für euch ist ja der Begriff „Heimatlandverräter“ sehr wichtig. Kommt dieser für euch aus der Geschichte der Kärntner Partisanen?

Ja, im Tiefsten schon, aber es geht auch um ein Gefühl, mit dem wir aufgewachsen sind. Nämlich dieses, dass du zwei Sprachen sprichst und viele Leute das nicht als Bereicherung, sondern als Bedrohung empfinden. Und dann hast du das Dilemma, dass du dich in deiner Heimatstadt als Fremder fühlst. Jeder ist einmal im Bus gesessen und angemault worden, weil er slowenisch geredet hat. Wir waren immer bereit zur Konfrontation, weil wir das von Anfang an mitgekriegt haben. Und diese Solidarität, die sich in unserer Community entwickelt hat, finde ich sehr spannend. Gleichzeitig ist es für mich ein Rätsel, wie manche Leute Nationalismus und Heimatliebe empfinden können. Ich möchte darüber schreiben, weil es für mich absurd ist.

Neben dem Projekt Roy de Roy hast du auch ein Soloprojekt gestartet, mit dem du mittlerweile auch schon zwei

Alben herausgebracht hast: Nikolaj Efendi.

Das ist für mich ein Projekt, in dem ich mache, auf was ich Bock habe, eine Art folkiger Ausgleich. Bei fixen Konzeptbands wie Roy de Roy ist man entwicklungs-technisch beschränkt. Man erspielt sich jahrelang ein Publikum und geht eine klare Linie – die Leute wären irritiert, wenn wir auf einmal etwa Hip-Hop spielen würden. Beim Soloprojekt kann ich spielen, was ich will. Aber auch hier sind 30 bis 40 Prozent der Songtexte auf Slowenisch.

Du hast mittlerweile auch ein eigenes Label und eine eigene Booking-Agentur und bist international gut vernetzt ...

Ja, vor allem das Label „Dramatic Pause“ ist eine Plattform, bei der ich eine Infrastruktur für andere schaffen möchte. Dabei möchte ich NachwuchsmusikerInnen, darunter auch zum Beispiel einen jungen Kärntner-slowenischen Musiker, unterstützen und mein Wissen an andere weitergeben. Kunst muss nicht auf Ellbogenbasis funktionieren: Der Erfolg des einen ist nicht der Misserfolg des anderen. Das Netzwerk habe ich mir jahrelang aufgebaut: Je länger man es macht, desto leichter wird es. Und wenn man nett ist zu Menschen, kriegt man auch Nettigkeit zurück.

Und du kannst auch von den Musikprojekten leben?

Mittlerweile habe ich genug Projekte und unterschiedliche Tantiemeinnahmen. Ich habe auch ein Buch geschrieben. Es hat die Form eines Theaterstücks und handelt von zwischenmenschlichen Beziehungen in einer Stadt, die geputscht worden ist: Die einen wollen mehr Sicherheiten, die anderen wollen mehr Freiheit. Das sind auch Themen, die bei Roy de Roy vorkommen. Ziel des Theaterstückes war aber nicht das Aufführen, sondern die Charaktere in meinen Songs zu entwickeln: Ich baue mir eine Welt um meine ProtagonistInnen, will ihre Gefühle verstehen und ihre Gedanken und Handlungen nachvollziehen können. Ich brauche

Logik. Warum handeln Menschen so oder anders?

Beobachtest du dabei auch Menschen in deinem Umfeld? Woher kommt die Inspiration?

Ja, total. Die meisten Charaktere, über die ich schreibe, basieren auf Mischungen von Menschen, die ich kennengelernt habe oder glaube kennengelernt zu haben. Mich fasziniert vor allem die Diskrepanz, dass Menschen glauben, sie sind halt so wie sie sind, obwohl sie gleichzeitig handeln. Für mich ist die Gesellschaft viel flexibler. Man müsste einfach nur anders handeln: Nichts ist in Stein gemeißelt, es gibt keine fixen, unveränderbaren, unverrückbaren Faktoren. Viele Menschen sagen als Ausrede für ihr Handeln Sätze wie „Ich bin halt so“. Doch auch sie könnten was ändern, indem sie einfach anders handeln würden. Vielleicht bin ich auch naiv, aber mir ist das wurscht.

Am 12. Mai habt ihr im Wiener Konzerthaus gespielt ...

Ja, das war für uns eine Ehre, war etwas Symbolisches. Natürlich ist uns jedes Konzert gleich wichtig, wir geben immer das Beste. Aber der Auftritt im Konzerthaus hatte Symbolkraft, wenn man bedenkt, woher wir kommen. Wir kommen von veranzten punkigen Hütten und jetzt durften wir in einem Prestigebau spielen – aber eigentlich mit einem ziemlich ähnlichen Set. Und das ist ein Kompliment – auch für unsere Inhalte: Wir stehen für etwas, das unverrückbar ist. Mir kommt vor, dass Kunst heute nicht viel Meinung hat, aber Meinung ist gerade im Kunstbereich sehr wichtig! Und ich glaube, das Publikum im Konzerthaus ist offen dafür.

[www.royderoy.com](http://www.royderoy.com)  
[www.nikolajefendi.com](http://www.nikolajefendi.com)  
[www.dramatic-pause.com](http://www.dramatic-pause.com)

Raffaela Gmeiner studierte Publizistik und Kommunikations- sowie Musikwissenschaften. Das aktuelle Buch der Muskschaffenden und Autorin „sie. macht. popmusik“ handelt von der Unterrepräsentanz weiblicher Popmusikschaffender in Österreich und ist am Institut für Musiksoziologie der mdw erhältlich.

# Auszüge aus der Laudatio zur Verleihung des Goldenen Verdienstzeichens des Landes Wien an Hakan Gürses

von Maria Vassilakou, Wiener Vizebürgermeisterin

---

## Istanbul

---

Hakan Gürses ist – wie die überwiegende Mehrheit aller echten Wiener – nicht in Wien geboren. Er kam auf die Welt und wuchs auf in der Stadt der Städte am Bosphorus: dieser Schmelztiegel, dieses letzte Eck der relativen Freiheit, dieses besondere Gemisch, das sich stets besondere Frechheiten herausnimmt und leistet – das sich nie ganz regieren und kontrollieren lässt bis heute.

Der Vater – geliebt und unglaublich prägend – ein bekannter und geschätzter Film- und Theatermacher; die Mutter war Krankenschwester, die den Beruf nicht ausgeübt und dafür die Familie zusammengehalten hat. Der ältere Bruder, bekannter Schauspieler, der jüngere Bruder, Zeichner und Karikaturist, und Hakan ... darüber reden wir noch.

Hakan hatte gar nicht vor Künstler zu werden; mir scheint, die Kunst hat ihn gefunden oder vielmehr heimgesucht, sie steckte in ihm und bahnte sich den Weg frei bei jeder Gelegenheit. Nach der Grundschule fand er sich im Istanbul-Gymnasium wieder, eine Eliteschule in Istanbul, die deutschsprachige Lehrer beschäftigte. Deshalb übrigens das akzentfreie Deutsch, höchstens mit dieser musikalischen Färbung, die kein anderer von uns hat – Hakan eben!

Schon in der Schulzeit kam die frühe Politisierung – Aktionen, Ermahnungen, Verhaftungen, die zunächst folgenlos blieben, gegen Ende wurde die Schlinge immer enger, aber das sollte noch dauern. Inzwischen verdiente er bereits ein stattliches Taschengeld mit Zeichnungen und Karikaturen. Und natürlich musizierte er und schmiedete Träume für die Zukunft und für die Revolution und die Rettung der Welt oder zumindest der Türkei ...

Beides sollte ihm vorerst nicht gelingen. Dafür gelang ihm der Abschluss, die Übersiedlung nach Ankara und der Beginn des Metallurgiestudiums an der Middle East Technical University. Die Zeit war turbulent und Hakan gehörte ganz und gar der Politik – ein Jahr später hat-

te er konsequenterweise erkannt, dass Metalle nicht so ganz sein Ding sind – und hatte auch schon die Aufnahmeprüfung für die Politikwissenschaft bestanden, aber noch bevor er die erste Vorlesung besuchen konnte, kam der Putsch und ...  
Hakan futsch nach Wien ...

---

## Wien

---

Nach ein paar Monaten, in denen die Freunde, einer nach dem anderen, auf unbestimmte Zeit und Zukunft von der Polizei abgeholt wurden, beschloss Hakan, nicht mehr zu warten, bis es nachts auch an seiner Tür klopft. Also kam er im Spätwinter 1981 nach Wien. Damals war es noch möglich, in Wehmut die Reise in die Freiheit anzutreten ... ohne Stacheldrahtzäune, ohne Balkanroute, ohne Anhörung und alles andere, was dies heute bedeuten würde.

Und sechs Monate nach dem Putsch fing Hakan Gürses endlich an tatsächlich zu studieren – im Sommersemester 1981 hier in Wien – und zwar Philosophie und *guess what?* – Theaterwissenschaft!

Hakan ging seiner Wege und wurde Wissenschaftler, Musiker, Publizist, Karikaturist, Zoon Politikon – Hakan Gürses eben: nicht kategorisierbar, nicht schubladisierbar. Ihn zuordnen zu wollen würde ihm a priori unrecht tun, denn wenn Gürses eines ist, dann eine der vielschichtigsten Figuren, denen man begegnen kann.

---

## Musiker

---

Da wäre also der Musiker, der geniale Autodidakt, der erst mit 22 Jahren hier in Wien Bouzouki spielen gelernt hat. Wer in Istanbul aufwächst, hat auch Rembetiko im Blut und so ist es kaum verwunderlich, dass Hakan Gürses seine musikalische Bestimmung schon bald nach der Übersiedlung nach Wien in Lakis Jordanopoulos fand. Wo sonst sollten ein Grieche und ein Türke gemeinsam musizieren, wenn nicht im Wien der frühen 1980er Jahre? Daraus entstand eine innige Freundschaft und mehr noch: Lakis & Achwach,

jene erfolgreiche Cross-Culture-Band, die bis heute besteht.

Nun, „der Achwach“ musiziert weiter mit Lakis in der Tsatsiki Connection. Und Hakan Gürses widmet sich seiner Spezialität – dem Überschreiten von Grenzen – in der Zusammenarbeit mit Künstlerinnen und Künstlern, die die Wiener Musikszene zu diesem produktiven Biotop machen, der sie ist: mit Lena Rothstein, mit Timna Brauer und Eli Meiri, mit Dobrek Bistro, mit Joe Zawinul, mit Marwan Abado, mit Özlem Bulut, dazu Solo-Konzerte mit eigenen Liedern und, und ...

---

## Karikaturist und Publizist

---

Wo fand er bei alledem die Zeit zu zeichnen? Die fand er und erfand dabei für die Wochenzeitung *Salto* die Comic-Figur „Tschuschi“, der seine linken Freunde nicht versteht ... Gleich fünf seiner Zeichnungen haben es in die Dauersammlung des Wien Museums geschafft.

Hakan arbeitete u. a. als Zeichner auch für die ORF-Sendung *Heimat fremde Heimat*; Zeichnungen und Karikaturen von ihm erschienen auch in der *Stimme*, jener legendären Zeitschrift der **Initiative Minderheiten**, deren Chefredakteur er bald nach der Gründung wurde und 15 Jahre lang blieb. Und wieder einmal finden wir Gürses in einem Pionierprojekt, das die Grenzen, die Rollenklischees und Zuweisungen der damaligen Zeit überschritt und Minderheiten und Zugewanderten das gab, was ihnen fehlte: eine Stimme. Eine Stimme, die mit gesellschaftskritischem und intellektuellem Anspruch etwas zu sagen hatte abseits der Multikulti-Feste. Eine gänzlich unbescheidene Stimme, die einforderte und zur Wegbereiterin und Begleiterin einer Bewegung wurde, die mehrere von uns in die Landtage und ins Parlament brachte; eine Stimme, die das kommunale Wahlrecht für alle Wiener und Wienerinnen forderte. Und schon wieder: Allein dafür würde ihm die heutige Ehrung gebühren, aber das war noch immer nicht alles.

## Wissenschaftler

Da wäre noch Hakan Gürses, der Wissenschaftler. Der politische Philosoph, der an der Universität Wien, an der Uni in Graz, an der Donauuniversität und an ausländischen Universitäten mit Schwerpunkt politische Philosophie, Diskurstheorie und Diskursanalyse unterrichtete und an etlichen Forschungsprojekten teilnahm. Besonders hervorheben will ich das große transdisziplinäre Forschungsprojekt zur Identitätsfindung und Identitätsbildung, das uns damals zusammenführte, von dem wir hofften, dass es uns den Weg weisen wird, wie man das Fremdsein auflöst, wie man den Unterschied zwischen den „Richtigen“ und den „Anderen“ auflöst und neue gemeinsame Identitäten entwickelt in einer Welt, in der es keine Rolle mehr spielt, in welchem Land die Ur-großeltern von jemand geboren wurden.

## Zoon Politikon

Gelungen ist uns das bis heute nicht – aber genau da machen wir weiter.

Ich glaube Hakan spürt keine Grenzen, er trägt sie nicht in sich, daher auch nicht mit sich herum. Er kann deshalb auch keine anerkennen. Und in seiner gewohnt unaufgeregten, bescheiden anmutenden Art schreitet er einfach darüber hinweg. Er überschreitet sie täglich. Und er tut es auf ungewohnt leisen Sohlen, Hakan ist das fleischgewordene Gegenteil von schrill und laut. Er tut es mit einer Selbstverständlichkeit, die die eigentliche Frechheit ist, die eigentliche Provokation. Hakan Gürses' Seele und Geist sind diejenigen eines wahren Kosmopoliten, der auf der ganzen Welt zu Hause und als Reisender stets auf der Suche nach dem Übergang ist, und ihn regelmäßig findet und durchschreitet und so weiter. Er steht für die gelebte Verhöhnung jeglichen Nationalismus. Er steht fürs Wien, auf das wir stolz sind, jenes Wien, das unser aller Zuhause ist. Und auch dafür ganz allein würde ihm die heutige Ehrung gebühren.

Lieber Hakan, Wien, deine Stadt, dankt dir für so viel, das du in bald vier Jahrzehnten als aktiver Bürger unserer Stadt geleistet hast. Deine Stadt ist stolz, dass du ein Wiener bist. Und ich als deine Freundin wünsche dir mit aller Kraft, frei nach dem Lied „Mesanyxta kai kati“<sup>11</sup>: Möge dein Weg lang sein, möge dein Herz unersättlich bleiben, mögen dir die Träume nie ausgehen.

<sup>11</sup> Aus dem Song *Mesanyxta*, gesungen von Hakan Gürses auf dem Album *Piratés* von Lakis & Achwach, 2003.

# Dankesrede von Hakan Gürses



Foto: PID | Presse- und Informationsdienst der Stadt Wien | C. Fürtner

Ich bedanke mich herzlich für die sehr freundliche Laudatio und freilich für diese großartige wie großzügige Auszeichnung!

Ich bin ein wenig verzweifelt, habe sogar fast schlechtes Gewissen. Ich denke aber, es geht vielen, die ausgezeichnet werden, so wie mir, gerade bei einer so bedeutsamen Auszeichnung! Es nagen Fragen an einem: Verdiente ich eine solche Ehrung wirklich? Was habe ich schon Großes und Tolles getan, um dieser Ehrung teilhaftig zu werden? Ist es nicht ein bisschen zu groß für mich? Gibt es nicht viele andere, die es eher verdient hätten als ich ...

Alle, die mich etwas näher kennen – und die hier Anwesenden tun es ja großteils –, wissen, dass ich nicht gerne mit meiner Migrationsgeschichte „hausieren“ gehe. Freilich ist sie Bestandteil von meiner Biografie. Aber für meine persönliche Identität spielt sie keine große Rolle. Nur heute, im vorliegenden Zusammenhang, will ich sozusagen meinen Hintergrund in den Vordergrund rücken.

Ich bin vor fast auf den Tag genau 37 Jahren nach Wien gekommen, habe mich in all den Jahren mit dieser wunderbaren, lebens- und liebenswürdigen, aber auch – nennen wir es so – reservierten Stadt zusammengerauft und stehe nun hier als Migrant und nehme ein Ehrenzeichen entgegen, was ich mir vor den vergangenen fast vier Jahrzehnten nie hätte träumen lassen.

Ich weiß, ich habe eine vergleichs-

weise privilegierte Biografie. Gebildete Eltern, eine solide Bildung, vergleichsweise gute Chancen für eine berufliche Laufbahn – doch kann die Migration manchmal auch eine Art Tabula rasa veranstalten mit dem alten Leben. Migration kann einem – und das tut sie oft – einen Neubeginn aufzwingen. Darum erblicke ich in dieser Auszeichnung ein Symbol: ein Symbol der Anerkennung just dieser Tatsache, dass zugewanderte Menschen ihr Leben nicht immer unter gleichen Startbedingungen im sogenannten Aufnahmeland beginnen, wie es die hier als Staatsbürger\_innen Geborenen tun.

Ich nehme diese ehrenvolle Auszeichnung als Migrant symbolisch für alle Migrant\_innen entgegen, die es nicht so leicht hatten und haben wie ich. Ich möchte, dass nicht nur das Land und die Stadt Wien, sondern ganz Österreich seinen Blick solidarisch auf jene Menschen fokussiert, die in diesen Zeiten der gesteigerten Xenophobie und des offenen Rassismus unsere Solidarität mehr denn je brauchen. Zeichnen wir sie zumindest mit unserer Solidarität und Anerkennung aus!

Seit ich mich entschlossen habe, das Verdienstzeichen als Symbol für die Anerkennung der Migrant\_innen und Geflüchteten entgegenzunehmen, habe ich dabei auch weniger schlechtes Gewissen. Meine Zweifel bleiben freilich, diese sind aber Privatsache.

Ich bedanke mich herzlich für diese großartige Ehrung!

# Wie leistbar wohnen?

## Vom gemeinnützigen Wohnbau zu habitäter\*innen

**L**eistbares Wohnen in Österreich ist bislang dem Prinzip der Wohnungsgemeinnützigkeit zu verdanken. Doch steigende Grundstücks- und Immobilienpreise in den Ballungsräumen stellen den gemeinnützigen Wohnbau und Nischenprojekte vor die Frage, wie leistbares Wohnen noch erzielbar ist – eine der großen Herausforderungen der Zukunft.



Steigende Wohnkosten und der Druck auf den Wohnungsmarkt sind Herausforderungen für wachsende Städte. Auch in Wien lässt mittlerweile der im Europavergleich hohe Anteil an Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen nicht mehr über den Druck am Wohnungsmarkt hinwegtäuschen. Was in Salzburg, Innsbruck und dem Spezialfall Kitzbühel schon lange Realität ist, ist nun auch in Wien angekommen: Der Wohnraum in den Ballungszentren wird knapper und teurer.

### Grundbuch statt Sparbuch

Seit der Wirtschaftskrise 2008 wird der Immobilienmarkt als ertragreiche Investitionsalternative zu Sparbuch und Aktienmarkt immer attraktiver. Die anhaltende Niedrigzinspolitik nützt

diesem Segment besonders. So steigt etwa die Nachfrage nach Vorsorgewohnungen, die mittlerweile rund ein Drittel der Wohnungskäufe in Wien ausmachen. Die Renditen liegen in einem Bereich, der vor der Wirtschaftskrise mit Sparbuchzinsen erzielbar war. Die Preise für Eigentumswohnungen in den Ballungsräumen sind in den letzten Jahren aufgrund der erhöhten Nachfrage enorm gestiegen und werden für Durchschnittsverdiener\*innen ohne Erbe immer schwerer finanzierbar. Wer sich kein Eigenheim leisten kann, mietet.

### Wie Österreich wohnt

Mieter\*innen geben fürs Wohnen im Schnitt mehr aus als Eigenheimbesitzer\*innen. Etwas weniger als die Hälfte der Personen mit Hauptwohnsitz in Österreich wohnen in

Miete – davon rund 18 Prozent in Gemeindewohnungen, 39 Prozent in Genossenschaften und nahezu 43 Prozent in privaten Mietwohnungen. Die Mietpreise unterscheiden sich je nach Mietverhältnis enorm. Mieten am freien Markt ist die teuerste Option.

Eine 2018 erschienene Arbeiterkammer-Studie berechnet, dass zwischen 2008 und 2016 private Hauptmietzinse bei Neuvermietungen um 35 Prozent gestiegen sind. Die Einkommen hingegen sind nicht dementsprechend gestiegen. Laut Statistik Austria müssen armutsgefährdete Haushalte bereits 38 Prozent, also weit über einem Drittel ihres Einkommens, für das Wohnen ausgeben.

Österreich ist nicht zuletzt aufgrund des im EU-Vergleich hohen Anteils an

sozialem Wohnbau ein Land der Mieter\*innen. Durch das Prinzip der Wohnungsgemeinnützigkeit wird der Erhalt und Neubau von leistbarem Wohnraum sichergestellt. Gemeinnützige Wohnbaugesellschaften unterliegen dem Kostendeckungsprinzip, das besagt, dass Wohnungspreise in Miete und Eigentum nach den tatsächlich anfallenden Baukosten berechnet werden müssen. Sobald die Darlehen für ein Haus abbezahlt sind, liegen Mieten in Genossenschaften inklusive Betriebskosten durchschnittlich bei 5,50 Euro pro Quadratmeter.

In vielen anderen europäischen Ländern ist die Wohnungsgemeinnützigkeit längst unter Beschuss, in Deutschland wurde sie 1990 im Zuge von Liberalisierungsprogrammen aufgegeben. Mittlerweile wird aber wieder deren

Einführung diskutiert, um dem Problem des teuren Wohnraums entgegenzuwirken.

## Gemeinnütziger Wohnbau

Doch auch in Österreich stellt sich die Frage, wie der gemeinnützige Wohnbau in Zukunft gesichert werden kann. Karl Wurm, Obmann des *Verbands Gemeinnütziger Bauvereinigungen* (GBV) und Geschäftsführer der gemeinnützigen Wohnbaugesellschaften *GEWOG* und *Neue Heimat* in Wien und Niederösterreich, sieht hohe Baukosten und enorm gestiegene Grundstückspreise in den Ballungsräumen als große Hürden für gemeinnütziges Bauen. Grundstücksverkäufer\*innen würden nicht mehr den Quadratmeter der Grundfläche verkaufen, sondern die laut Widmungsvorstellung erzielbare Nutzfläche der geplanten Neubauten. Während es für gemeinnütziges Wohnen einen Quadratmeterpreis unter 500 bis 600 Euro benötige, sei in Wien schon der Höchstwert von 1300 Euro pro Quadratmeter erreicht worden. Ein günstiger Mietzins sei bei solchen Quadratmeterpreisen nicht mehr zu erreichen.

Um langfristig günstigere Grundstückspreise für den gemeinnützigen Wohnbau sicherzustellen, sieht Karl Wurm Handlungsbedarf bei der Bundesregierung. Den Ländern

müsse die Kompetenz erteilt werden, bei der Umwidmung großer Flächen einen Teil für den gemeinnützigen Wohnbau zu designieren und dafür eine Preisobergrenze unterhalb des Marktpreises festzulegen. Nur so könne der gemeinnützige Wohnbau in den Ballungsräumen auch in Zukunft bestehen.

Um trotz steigender Grundstückspreise gemeinnützigen Wohnbau errichten zu können, kooperieren gemeinnützige mit privaten Wohnbaugesellschaften. So entstehen in einem Wohnbau gemeinnützige und frei finanzierte Wohnungen. Die frei finanzierten Wohnungen sind meist die besser gelegenen in den oberen Etagen und finanzieren die gemeinnützigen Wohnungen mit. Diese Wohnungen unterliegen nicht dem Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz und können gemäß dem Marktpreis vermietet werden.

Eine weitere Frage betrifft die Sicherstellung der Finanzierung für gemeinnütziges Bauen bei rückläufiger Wohnbauförderung. Die Herausforderung sei hier, so Karl Wurm, das Kapital von Finanzinvestoren in das System des gemeinnützigen Wohnbaus einzubringen, ohne dabei die Gemeinnützigkeit gegen das Prinzip der Gewinnmaximierung zu verlieren. Um die Wohnungsgemeinnützigkeit zu sichern, müsse die Gemeinnützigkeit in

den Verfassungsrang gehoben werden.

## habiTat-Hausprojekte

Einen anderen Ansatz zur Sicherstellung leistbaren Wohnens verfolgt der Dachverband *habiTat* und seine Hausprojektgruppen: Ein Haus wird im Kollektiv gekauft und als Gemeinschaftseigentum selbstverwaltet. Das Modell ist dem deutschen Miethäusersyndikat nachempfunden, das mittlerweile über 120 Hausprojekte vereint – von Häusern mit großläufigem Veranstaltungsgelände, landwirtschaftlichen Höfen bis zu Baugruppen. Das Modell wurde ursprünglich von Hausbesetzer\*innen entwickelt, um die besetzten Häuser zu kaufen und langfristig zu erhalten. Der Dachverband *habiTat* hält eine Beteiligung an den Hausprojekten und dient unter anderem als Garant des Widmungszwecks der Gründer\*innen: Er soll verhindern, dass Projekthäuser zu Gewinnzwecken verkauft werden können.

Im Vergleich zum Miethäusersyndikat steckt das *habiTat* noch in den Kinderschuhen. Bislang sind zwei Hausprojekte realisiert und bewohnt – das *Willy\*Fred-Haus* in Linz und die *Autonome Wohnfabrik* in Salzburg. In Wien stehen zwei weitere Projekte vor der Verwirklichung: Die Gruppen *SchloR* und *Bikes and Rails* planen

2019 ihre Häuser zu beziehen. *Bikes and Rails* haben sich als erste Baugruppe dem *habiTat* angeschlossen.

Ein persönliches Sparbuch soll keine Voraussetzung sein, um bei einem *habiTat*-Hausprojekt mitzumachen. Der Eigenmittelanteil für den Hauskauf wird über Direktkredite mittels Crowdfunding gesammelt. Es gibt keinen individuellen Eigentumsanspruch, dafür wird langfristig leistbares Wohnen gewährleistet. Das Ziel sei, Häuser langfristig dem Immobilienmarkt zu entziehen, erzählt Eva vom *habiTat*. Es ist eine Strategie gegen Spekulation im Kleinen. Den *habiTäter\*innen*, wie sich die Vereinsmitglieder selbst nennen, ist bewusst, dass ihr Ansatz kein massenwirksames Instrument zur Lösung der Wohnungsproblematik ist. Sie möchten aber mit ihrer Initiative zeigen, dass auch kollektive und selbstverwaltete Wohnkonzepte möglich sind. Das *habiTat*-Konzept stößt auch international auf immer mehr Interesse.

Hausprojekte stehen vor der gleichen Herausforderung wie der gemeinnützige Wohnbau: ein Mietshaus um einen Kaufpreis zu finden, mit dem sich ein leistbarer Mietzins erzielen lässt. Das ist vor allem in Ballungsräumen außerordentlich schwer.

Die Sendungen „Zimmer, Küche, Kabinett: Gespräche über das Wohnen in Wien“ und „Aus gutem Hause?“ wurden am 05. September 2017 und am 04. Februar 2018 bei Radio Orange 94,0 erstausgestrahlt und sind im Sendungsarchiv unter [www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at) abrufbar.

**Julia Schönherr** ist Redakteurin bei **Radio Stimme**.



das politische magazin  
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

[www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at)

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138



## Feld der Erinnerung

Unweit der kleinen Südkärntner Ortschaft Moos/Blato steht inmitten von Feldern ein Säulenbildstock – mit Schindeldach und einem eisernen Kreuz an seiner Spitze.

Ein paar Schritte weiter hat der Bau der Hochleistungsstrecke „Koralmbahn“ einen tiefen Graben in die Landschaft gezeichnet. Vor nicht allzu langer Zeit wurde der Bildstock im Zuge der Bauarbeiten um einige Meter versetzt. Darauf verweist auch sein neu zementiertes Fundament.

Auf den ersten Blick wirkt nichts ungewöhnlich. Der Bildstock erscheint – versehen mit christlich-religiösen Motiven – wie viele andere an Ortsrändern, Gemeindegrenzen oder Unglücksstellen dieser Landschaft. Erst beim näheren Hinsehen finden sich in den vier Nischen des Bildstockes – eingebettet in die religiöse Bildsprache – auch ungewohnte Motive: Auf einem Bild beten Kinder vor einem Schutzengel, im Hintergrund ist eine russisch-orthodoxe Kirche zu sehen, über der Nische die Jahreszahl 1941. In einer weiteren Nische, datiert mit 1942, ist eine erwachsene Person mit Kind abgebildet. Sie trägt ein Bündel und einen Koffer. Scheinbar verlassen sie gerade ihr Zuhause in Richtung einer Orts- oder Wegmarkierung. Maria mit Kind wacht über dieser Szene. Bei der dritten, mit 1945 datierten Abbildung ist Jesus-Christus zu sehen. Im Bildhintergrund zeichnet sich ein bewachtes Lager ab, vor dessen Eingang ein Wachmann neben der sowjetischen Fahne postiert ist. Und dann ist da noch ein Bild mit Dornenkreuz und göttlichem Vater am Himmel. Linker Hand des Kreuzes eine verwüstete Landschaft, rechter Hand eine intakte. Diese Nische trägt die Jahreszahl 1952. Bei näherer Betrachtung der Abbildungen wird offensichtlich, dass sich die Darstellungen auf historische Ereignisse rund um den Zweiten Weltkrieg und das NS-Regime beziehen.

Der slowenische Bauer und spätere Politiker und Literat Mirko Kumer (1910–1981) vulgo Črčej aus Moos/Blato ließ den Bildstock im Jahr 1952 errichten – aus Dank, den Zweiten Weltkrieg als Soldat überlebt zu haben und aus der russischen Kriegsgefangenschaft heimgekehrt zu sein. Aber auch aus Dank, dass seiner Familie – im Gegensatz zu Hunderten anderen slowenischen Familien – im April 1942 die Vertreibung von Haus und Hof und die Deportation in verschiedene deutsche Lager erspart geblieben ist. Denn auch Angehörige von slowenischen Wehrmachtssoldaten blieben von der Vertreibungspolitik des nazistischen Regimes nicht verschont. Gemeinsam war den Deportierten das Festhalten an der slowenischen Sprache – unabhängig davon, ob es sich bei den Betroffenen um slowenische Funktionäre oder um Menschen handelte, die nie zuvor öffentlich für die Volksgruppe eingetreten waren. Die Deportationen vom April 1942 stellten den Höhepunkt der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Unterdrückungspolitik gegenüber den Kärntner Slowen\_innen dar. Zu diesem Zeitpunkt war die slowenische Sprache und Kulturpflege

aus dem öffentlichen Leben verbannt, slowenische Vereine und Organisationen waren aufgelöst worden.

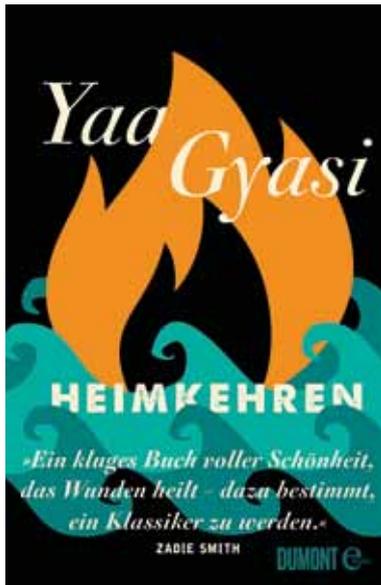
Kumers Privatinitiative reiht sich in eine weit zurückreichende Tradition der Errichtung von Bildstöcken ein. Damit dankten gläubige Menschen seit Jahrhunderten ihrem Gott – nicht nur für das Ende von Seuchen, wie der Pest oder der Cholera. Auch das Ende kriegerischer Ereignisse wurde festgehalten und der Opfer gedacht.

Kumers Bedürfnis, die Erinnerung wachzuhalten, führte 1969 auch zur Veröffentlichung eines Buches, in dem er über seine Kriegserfahrungen Zeugnis ablegte: „Po sili vojak. Pot koroškega Slovenca skozi drugo svetovno vojno“ (Soldat wider Willen. Der Weg eines Kärntner Slowenen durch den Zweiten Weltkrieg). Das Buch ist Teil der Erinnerungsliteratur von Kärntner Slowen\_innen, die die Folgen der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkrieges für die slowenische Minderheit für zukünftige Generationen festhalten sollte.

Vielleicht zwei oder drei Kilometer Luftlinie vom Bildstock entfernt befindet sich an der Grenze zu Slowenien – ähnlich verlassen in der Landschaft – das Loibacher Feld/Libuško polje. Einmal im Jahr wird dieser Ort zum Schauplatz einer Erinnerungstradition ganz anderer Art, wenn Tausende Besucher\_innen aus dem Ausland – die meisten von ihnen aus Kroatien – hierher pilgern, um der Toten vom Mai 1945 zu gedenken. Zahlreich sind auch die Symbole, die den faschistischen – mit den Nazis verbündeten – Ustaša-Staat verherrlichen. Denn viele der Toten vom Loibacher Feld/Libuško polje waren Angehörige der Ustaša-Armee, die Richtung Österreich flohen und in eine Konfrontation mit jugoslawischen Partisanen gerieten.

Seit 2003 handelt es sich offiziell um eine kirchliche Veranstaltung. Gegner\_innen der Veranstaltung sehen darin ein Vernetzungstreffen neonazistischer, rechtsextremer Kräfte und eine Manifestation faschistischer Propaganda. Sie kritisieren die Toleranz und das Wegschauen der katholischen Kirche und des österreichischen Staates. Dieses Jahr fand erstmals eine Gegendemonstration in Bleiburg/Pliberk statt.

Mirko Kumers Bildstock ist nicht nur als persönlicher Dank und Glaubensbeweis eines religiösen Menschen zu sehen. Es ist auch ein stiller Anspruch auf Erinnerungs- und Geschichtswürdigkeit seiner persönlichen Geschichte als Teil der Verfolgungsgeschichte der slowenischen Minderheit unter dem NS-Regime, die im hegemonialen Gedächtnis Kärntens jahrzehntelang bekämpft und unterdrückt wurde. In naher Zukunft soll der Bildstock in den Besitz der Gemeinde Bleiburg/Pliberk übergehen. Damit tritt er auch aus dem Rahmen des Familiengedächtnisses und findet ins öffentliche Gedächtnis der Südkärntner Gemeinde Eingang.



Heimkehren.  
Von Yaa Gyasi.  
Köln: DuMont Verlag 2017  
416 Seiten; EUR 22,-  
ISBN 978-3-8321-9838-1

## Traurigschöne Erzählungen über sieben Generationen

Zwei Halbschwestern, die sich nie kennenlernen. Die eine wird mit einem britischen Offizier verheiratet, die andere wird gefangen genommen und als Sklavin nach Amerika gebracht. Eine Geschichte der Sklaverei und deren Auswirkungen bis in die Gegenwart.

Die Erzählung beginnt Ende des 18. Jahrhunderts in einem Asante-Dorf an der Goldküste – das spätere Ghana –, wo die Schwestern Effia und Esi geboren werden. Effia wird mit James Collins, einem wohlhabenden Engländer verheiratet, dessen Cape Coast Castle das Headquarter des britischen Sklavenhandels ist. Esi wird von den Briten gefangen genommen und nach Amerika verkauft. Bevor sie verschifft wird, ist sie im Verlies des Castles untergebracht, in dem mittlerweile ihre Schwester wohnt.

In ihrem Debütroman erzählt Yaa Gyasi, die 1989 als Neunjährige mit ihrer Familie aus Ghana nach Alabama kam, die Geschichte der beiden Frauen und deren Nachkommen. Jedes Kapitel ist einer Person gewidmet, die die Erfahrungen der Sklaverei als immerwähren-

den Schmerz an die nächste Generation weitergibt. Die afrikanischen und amerikanischen Perspektiven wechseln einander ab. Als geschichtliche Folie dienen auf der einen Seite die Kolonisierung und der damit zusammenhängende Sklavenhandel und schließlich die Dekolonisierung, auf der anderen Seite die Plantagen der Südstaaten, der amerikanische Bürgerkrieg, die Segregation, die „Great Migration“, die Jazzclubs in Harlem und die Bürgerrechtsbewegung, bis die ProtagonistInnen im Heute angelangt sind.

Die Idee zu diesem Buch kam Yaa Gyasi bei einer Reise nach Ghana, als sie den ehemaligen Sklavenort Cap Castle besuchte und sich der starken Verbindung zwischen diesem Ort, der heute vor allem Touristen anzieht, und dem gegenwärtigen Amerika bewusst wurde.

Um den Bogen vom transatlantischen Sklavenhandel bis in die amerikanische Gegenwart zu spannen, wird immer wieder die Frage nach der Weitergabe und der Glaubwürdigkeit von Geschichte aufgeworfen. So müssen wir uns über das, was wir nicht selbst gesehen, gehört und erlebt haben, auf die Berichte anderer verlassen. Doch auf welche Berichte? Der Lehrer Yaw rät im Zuge der anticolonialen Befreiungsbewegung seinen Schülern: „We believe the one who has the power. He is the one who gets to write the story. So when you study history, you must always ask yourself, Whose story am I missing?“ Auch wenn die Intention der Geschichtsvermittlung von Gyasi manchmal etwas zu offensichtlich erscheint, so sind es letztlich die liebevoll gezeichneten Figuren, die diesen Roman so wunderbar machen.

Cornelia Kogoj

## Migranten zum Vorzeigen

In ihrem Erstlingswerk „Wir Strebermigranten“ widmet sich die Journalistin und Autorin Emilia Smechowski ihrer Familiengeschichte und somit der Geschichte der polnischen Aussiedler in Deutschland in den späten 1980er und 1990er Jahren.

Im Jahr 1988, im Alter von sechs Jahren, flüchtete Emilia Smechowski mit ihren Eltern aus Polen nach Deutschland. Schonungslos beschreibt sie in ihrem autobiografischen Roman „Wir Strebermigranten“ die rigorose Assimilation ihrer Familie in Deutschland, die noch deutscher als die Deutschen werden wollte. Eindrucksvoll schildert die Autorin, wie es sich anfühlt, die Familie, die Heimat und die Muttersprache in der Hoffnung auf Freiheit und ein besseres Leben aufzugeben. Um nicht als Zugewanderte aufzufallen, verordnet sich die Familie ein Polnisch-Verbot in der Öffentlichkeit. „Aus dem ersten polnischen Kind wurde innerhalb kurzer Zeit ein stummes deutsches. Stumm bewegten wir uns in U-Bahnen, in Supermärkten, auf der Straße. Ich hatte nicht nur mein Zuhause, sondern

auch meine Stimme verloren.“

Wir begleiten Familie Smechowski zu den Sprachkursen, zu ihren Behördengängen und in ihr neues Fertighaus. Wir erleben ihre selbstauferlegte Assimilation in der neuen Heimat sowie ihren Aufstieg auf der sozialen Leiter zur deutschen Vorzeigefamilie. Es ist die Autorin selbst, die der deutschen Familienidylle ein jähes Ende bereitet, als sie mit sechzehn Jahren aus dem hart erarbeiteten Wohlstandskäfig ihrer Eltern ausbricht, um Opernsängerin zu werden.

Unpräzise konstatiert Smechowski: „Sie waren ja Turbodeutsche. Den deutschen Pass und den eingedeutschten Namen hatten sie auf dem Silbertablett serviert bekommen. Das Polnische hatten sie abgestreift.“

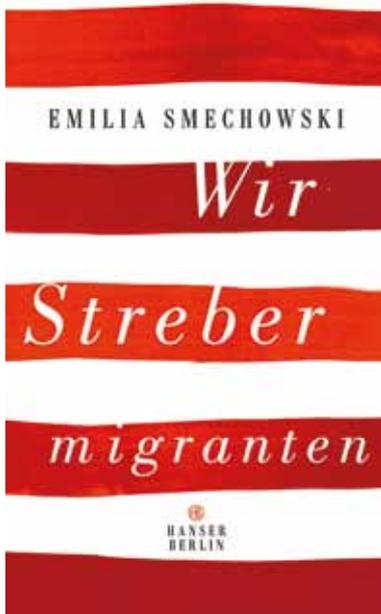
Ausgesprochen kritisch sieht sie ihre Fluchterfahrung und

die Position als Aussiedlerin im Gegensatz zu den heutigen Geflüchteten aus Syrien oder Afghanistan.

„Krankenkasse, Monatskarte, Begrüßungsgeld, Sprachkurs, Aussiedlern wie uns stand eine Luxusbehandlung zu. Wir waren Premiumflüchtlinge. Unsere Chancen in Deutschland standen immer besser als die der anderen Flüchtlinge. Dabei sind sie es, die auch vor Bomben, Hunger und Krankheit fliehen. Wie gerecht ist das?“

„Wir Strebermigranten“ reiht sich ein in eine Reihe von neuen deutschen Stimmen wie zum Beispiel Jagoda Marinić oder Mohamed Amjahid, die das Leben im Einwanderungsland Deutschland aus der Perspektive der Zugewanderten beschreiben.

Zsasklin Diana Macumba



Wir Strebermigranten.  
Von Emilia Smechowski.  
Berlin: Hanser Berlin 2017  
224 Seiten; EUR 22,70  
ISBN 978-3-446-25791-7

# Mehr Beteiligung! Mehr Bewegung! Mehr Feminismus!



[www.frauen.spoe.at](http://www.frauen.spoe.at)



## Weitergabe von Erinnerungen in Kärnten/Koroška

Im Mittelpunkt eines interdisziplinären Forschungsprojektes an der Alpen-Adria-Universität stand die Frage, wie in Kärnten Erinnerungen an und Wissen über die Zeit des Nationalsozialismus an die Enkelgeneration der Zeitzeug\_innen weitergegeben werden. Der nun vorliegende Sammelband richtet sich mit Handlungsempfehlungen insbesondere an Lehrer\_innen.

In Kärnten/Koroška treffen zwei Erinnerungsgemeinschaften aufeinander, die eine sehr unterschiedliche Erinnerung an den Nationalsozialismus pflegen. Auf der einen Seite steht die hegemoniale Erinnerung an den Abwehrkampf von 1920 und die Übergriffe der Partisan\_innen auf deutschsprachige Familien bzw. Kollaborateur\_innen der Nazis. Auf der anderen Seite stehen slowenischsprachige Familien und ihre Nachfahr\_innen, die aufgrund ihrer Sprache verfolgt und deportiert wurden oder im Widerstand aktiv waren. Diese pflegen seit 1945 ein aktives Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus.

Diese besondere regionale Situation von zwei konträren Erinnerungsgemeinschaften steht nun im Fokus einer bemerkenswerten Publikation: Vier Wissenschaftler\_innen der Universität Klagenfurt/Celovec, Nadja Danglmaier, Andreas

Hudelist, Samo Wakounig und Daniel Wutti, haben eine empirische Studie durchgeführt, die danach fragte, wie gegenwärtige Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus in der Schule aussehen bzw. aussehen sollten. Und sie kamen zu einem wichtigen Schluss: Die zwei Fronten zwischen slowenisch- und deutschsprachigen Erinnerungsgemeinschaften weichen in Schule (und Gesellschaft) langsam auf.

Das Buch „Erinnerungsgemeinschaften in Kärnten/Koroška“ geht aber auch ganz allgemein der Frage nach, wie Methodik und Didaktik über den Nationalsozialismus gestaltet werden sollte, welche Ziele und Ausrichtungen die sogenannte Holocaust Education haben sollte und mit welchen Hindernissen und Schwierigkeiten die Institution Schule in diesem Zusammenhang konfrontiert ist.

Aufschlussreich sind die In-

terviews mit den Lehrer\_innen, die aus ihrer Praxis berichten, ebenfalls bemerkenswert ist das Kapitel, in dem die Wissenschaftler\_innen herausragende Schulprojekte zum Thema Nationalsozialismus vorstellen.

Dabei wird immer von einem zeitgemäßen Ansatz ausgegangen. Allein das für die Publikation ausgewählte Cover-Foto des slowenisch-stämmigen Fotografen Stefan Reichmann zeugt von einem hohen Bewusstsein der Herausgeber\_innen für die sich verändernden medialen Formen der Erinnerung: Es zeigt das 2015 errichtete zweisprachige (!) Denkmal im Burghof von Klagenfurt/Celovec, dem ehemaligen Sitz der Gestapo, das auf die Opfer des Nationalsozialismus hinweist. Das Objekt wird von Jugendlichen mit ihren Smartphones fotografiert – und somit produktiv in ihren Lebensalltag aufgenommen.

Jana Sommeregger



Erinnerungsgemeinschaften in Kärnten/Koroška.

Von Nadja Danglmaier, Andreas Hudelist, Samo Wakounig und Daniel Wutti (Hg.). Klagenfurt: Hermagoras Verlag 2017. 266 Seiten; EUR 24,- ISBN 978-3-7086-0955-3

# MEIN



# FÜR EIN SOZIALES ÖSTERREICH

[#herzfuersozielles / www.herzfuersozielles.at](https://www.herzfuersozielles.at)

# stimme 108 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

## Politische Partizipation und Wahlrecht

Wahlen sind die einfachste wiederkehrende Möglichkeit der politischen Partizipation. Mit 1,1 Millionen nicht wahlberechtigten Personen werden jedoch 15 Prozent der in Österreich lebenden Menschen über 16 Jahren nicht gehört. Die Lösung wäre eine Liberalisierung des Staatsbürgerschaftsrechts und/oder Ausdehnung des Wahlrechts auf die ausländische Wohnbevölkerung. Ein Schwerpunktthema zu Möglichkeiten politischer Partizipation für alle.

# stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

## Abonnieren!

Liebe Freund\_innen der **stimme** !

Die **stimme** ist die einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich und informiert nunmehr 27 Jahre und 107 Ausgaben lang über Anliegen und Forderungen von Minderheiten, diskutiert die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und tritt für minoritäre Allianzen ein.

Das Jahresabo kostet nur 20 Euro. Bitte abonniert die **stimme** / schenkt ein **stimme-Abo** / empfiehlt uns weiter!

**Danke und auf ein Wiederlesen!**

E-Mail an: [abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at) mit dem Betreff **ABO**.



# EINE STADT, DIE IMMER LÄUFT.

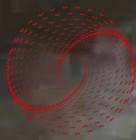
---

## WIEN KANN.

**Laufen in der Natur geht auch in der Stadt.**

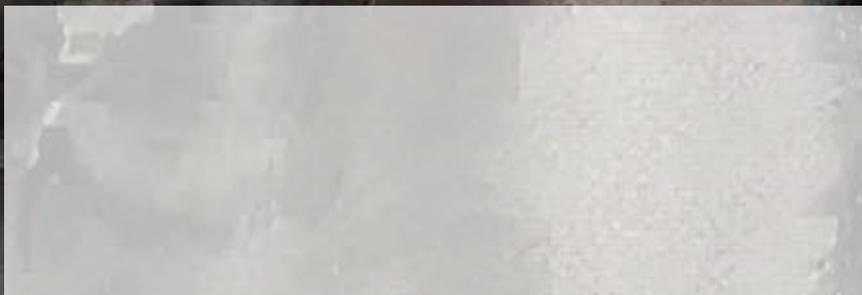
Wien ist eine der grünsten Großstädte Europas, deshalb läuft es sich hier besonders gut. Wien verfügt über ein vielfältiges Laufstreckenangebot für alle Läuferinnen und Läufer. Neben den zahlreichen Laufveranstaltungen bieten beschilderte Laufstrecken mit nützlichen Informationen und Kilometermarkierungen ideale Bedingungen, diesen Sport zu jeder Jahreszeit auszuüben.

Alle Infos [www.sport.wien.at](http://www.sport.wien.at)



» nächste **stimme** erscheint im Oktober 2018

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 107 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: SP-02Z031717 S  
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH  Bundesministerium  
KUNST Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

**WIEN KULTUR**   

LAND  KÄRNTEN    
Frauenreferat BEZIRKSVORSTEHUNG IN MARIAHILF